Neue Gedichte

Karl Woermann


Dei
Sub Numine
Viget

Herrn Prof. Dr. Kirschner
in größter Verehrung
der Verfasser
Karl Woermann
Dresden 9 I. 84.

Neue Gedichte.



Neue Gedichte

von

Karl Woermann.





Druck u. Verlag v. L. Voß & Cie., Kgl. Hofbuchdr. in Düsseldorf
1884

Anmerkung

„Neue Gedichte" heißt diese Sammlung nach landesüblicher Weise nur im Gegensatze zu den früher bereits im Buchhandel erschienenen Gedichten des Verfassers. Sie enthält also die Gedichte, welche seit dem Erscheinen seiner Sammlung „Aus der Natur und dem Geiste" (Hamburg 1870) entstanden sind, mit Ausnahme jedoch der inzwischen besonders gedruckten „Zwölf Zeit- und Streit-Sonette" (München 1871) und der Sammlung „Neapel. Elegien und Oden" (München 1876). Übrigens ist ein Teil dieser Gedichte, die im Wesentlichen der Düsseldorfer Zeit des Verfassers angehören, bereits zerstreut in Zeitschriften gedruckt gewesen.

Dresden, Oktober 1883.

K. W.

Inhalts-Verzeichnis.

Erstes Buch.
Balladen und Erzählungen.

Seite

Zweites Buch.
Natur und Liebe.

Seite

Drittes Buch.

Kunst und Leben

Seite

Viertes Buch.

Feiern und Widmungen

Seite



Meiner

Ada

gewidmet



Erstes Buch.

Balladen und Erzählungen.





Menelaos und Helena

in Troja.

Verhallt sind Schwertgeklirr und Schlachtgeschrei,
Das Ringen Troja's ist vorbei,
Der Kämpfer Flut verlaufen.
Aus Tempeldächern lodert Flammenglut,
Und in den Gassen fließt das Blut
Durch Schutt und Trümmerhaufen.

„Gefährten! vorwärts! Durch den Qualm hindurch!
Ihr seht's, noch ragt die Königsburg
Aus Blut und Aschepfuhlen
Dort steht das Haus, dort wohnt das Jammerweib,
Dort pflegt sie schnöden Zeitvertreib
Mit ihrem neuen Buhlen!"

Held Menelaos rief's. Das Haupt umwallt
Vom Lockengold, die Faust geballt,
So drang er vor die Pforte.
Die Schar, die ihm gefolgt aus Sparta's Gau,
Umstellte rasch den Säulenbau,
Gehorsam seinem Worte.

Da sprengt' von innen selbst des Chores Schloß
Der Mann, der ihrer Huld genoß,
Seit Paris hingesunken.
Deiphobos, der Troer Hort im Feld,
Stand aufrecht vor dem Sparterheld,
Im Glutblick Zornesfunken.

Schwert klang an Schwert, Schild hallte wider
Schild,
Die beiden Recken fochten wild,
Sie rangen wie zwei Tiger;
Bis, durch das Herz getroffen, todeskrank,
Der Troer in die Kniee sank,
Der Grieche jauchzt' als Sieger.

„Zurück, Genossen! Vor dem Chore bleibt
Wozu der Zorn mich jetzt noch treibt,
Ist **meiner** Ehre Sache.
In ihr Gemach zu dringen, ziemt nur mir,
Und Stirn an Stirn allein mit ihr
Vollzieh' ich meine Rache!“

Er drang in's Haus, gezückt den hellen Stahl,
Er schritt entschlossen durch den Saal,
Entschlossen durch die Kammern
Leer war's. Laut scholl von seinem Tritt der
Flur.
Doch führte bald ihn auf die Spur
Der Weiber lautes Jammern.

„Find' ich Dich endlich, gottverhaßtes Weib?
Glaub' nicht, daß den verbuhlten Leib
Die früh're Schönheit rette!
Du schliefst wohl lange keine Nacht allein.
Doch einsam wirst Du sicher sein,
Wohin ich heut' Dich bette!"

Im hintern Hofraum kauerten die Fraun,
Ein Bild des Grausens anzuschaun,
Entstellt vom schwarzen Qualme
Doch vorn, von Schrecken eiseskalt erfüllt,
Stand Helena, das Haupt verhüllt,
Gelehnt an eine Palme.

Am hohen Wuchse doch erkannt' er sie
Und schwang das Schwert, das Schwert, das nie
Noch Frauenblut vergossen — — —
Da schlug den Schleier sie zurück und stand
Im ungeordneten Gewand
Von Flammenglut umflossen.

Die Augen bang gesenkt, so stand sie da,
In voller Schönheit, Helena,
Die herrlichste der Frauen,
So schön wie einst, nur eine reif're Frucht,
Als da sie floh in schnöder Flucht
Aus ihres Gatten Gauen.

Das Schwert gesenkt, stand Lacedämons Leu,
Des Weibes Antlitz mied er scheu,
Kaum wagt er, aufzusehen,
Denn wie im Wind verfliegt der Flammen Rauch,
So fühlt' er vor der Schönheit Hauch
Des Zornes Glut verwehen.

Doch als er aufsah, hob auch sie den Blick,
Und von den Fersen zum Genick
Durchfloß ihn heißes Feuer.
Erst taumelt er, das Schwert entglitt der Hand,
Dann stand er angewurzelt, stand
Versteinert am Gemäuer.

Der Männer Schar hielt draußen tapfer Stand,
Bis näher loderte der Brand,
Der durch die Veste tobte.
Da drangen sie in's Haus und fanden ihn,
Wie sie — er lag an ihren Knien —
Mit seinem Haupte kos'te.

Er sprang empor. Er zog sie mit empor.
Sie standen vor des Hofes Thor
In voller Tageshelle.
Und staunend stand der rauhen Krieger Kranz,
Der Schönheit huldigend, vom Glanz
Geblendet, an der Schwelle.

„Genossen, seht! Den Sieger in der Schlacht,
Der Schönheit alte Zaubermacht
Schlug ihn auf's Neu' in Ketten!
Die Schiffe rüstet jetzt zur Heimatfahrt
Doch schmückt sie hochzeitlicher Art
Mit Zelt und Purpurbetten!“



Pankaspe.

Zu Pella vor seinem Königsschloß,
Umrauscht von Kitharaklängen
Und heiligen Siegesgesangen,
Saß Alexander auf hohem Roß
Und sah der Kriegsgefangenen Troß,
Von Söldnern geführt an den Seiten,
Gefesselt vorüberschreiten.

Viel stattliche Männer aus Hellas' Gaun,
Noch gestern die Bravsten der Braven,
Heut' makedonische Sclaven!
Viel wunderherrliche Griechenfraun
Mit feuchten Blicken, gesenkten Brau'n!
Ach! ihnen bedeuten die Bande
Unsägliche Schmach und Schande

Den König rührte ihr Anblick nicht,
Er dachte der persischen Grenze
Und neuer Olivenkränze
Doch plötzlich zuckte, wie Blitzeslicht,
Es über sein flammendes Angesicht.
Denn hinter Böotiens Söhnen
Erspäht' er die Schönste der Schönen.

Entschlossen sprach er — im Kreis war's still —,
Er sprach zu Hephaistion leise:
„Sie ist's, die dort ich Dir weise,

Sie ist's, die herzlich ich lieben will,
Wie seine Briseis liebte Achill,
Ich will sie in meinem Palaste
Noch heute sehen zu Gaste"

Pankaspe, die edle Thebanerin,
Vernahm mit ängstlichem Staunen
Des Königs plötzliche Launen;
Doch war ihr als Sclavin noch nicht zu Sinn,
Sie trat vor den König erröthend hin
Und sprach „O Herr, ich befehle
Die Reinheit Dir meiner Seele"

Und Alexander, der Sieger im Feld,
Besiegte das rasche Feuer
„Pankaspe, Du bist mir teuer",
Sprach fester Stimme der junge Held,
„Drum nähm' ich nimmer ein Lösegeld
Von Deinen Verwandten in Theben;
Doch gern will Zeit ich Dir geben"

Drei Monde litt er im Hause sie schon
Und suchte mit mildem Beginnen
Ihr stolzes Herz zu gewinnen,
Doch ängstlich mied sie des Königs Thron;
So oft er sie suchte, war sie entflohn,
Und nimmer von Amors Pfeilen
Vermochte die Zeit ihn zu heilen

Da klagt' er dem Meister von Ephesos,
Apelles, dem göttlich bewährten,
Dem gastlich als treuen Gefährten
Er hegte und pflegte im Königsschloß,
Das Leid, das seine Seele verdroß:
„Apelles, Kenner der Frauen,
Laß Deinem Rat mich **vertrauen.**"

„O König, Worte sind Wolkendunst,
Nur Handeln geziemt uns, schnelles";
Entgegnete ruhig Apelles,
„Doch **Handeln ist Können, und Können ist Kunst,**
Und leicht wirbt Kunst um der Frauen Gunst,
Drum zeig' ihr, getreu und **milde,**
Die eigene Schönheit im **Bilde**"

Da reichte der König ihm freudig die Hand:
„Apelles, Du hast es getroffen!
Von Neuem durchglüht mich Hoffen
Und hielte sie selbst auch nimmer mir stand,
Ihr Bild doch folgte von Land mir zu Land
Und linderte meine Qualen
Ja, ja, Du sollst sie **mir malen!**"

Pankaspe **neigte** sich ihrem Herrn
Und sprach: „**Nie wird es mich reuen,**
Dem Auge im Bild zu erfreuen"
Sie folgte als wär' er ihr guter Stern,
Dem Maler in seine Werkstatt gern,

Die nahe dem Frauengemache
Lag unter des Königes Dache.

Doch als er ihr tief in die Augen sah,
Damit er den Spiegel der Seele
In ihrem Bild nicht verfehle, —
Da wußte er nimmer wie ihm geschah,
Er fühlte der göttlichsten Wonne sich nah,
Und doch so fern sich der Wonne,
Wie fern von der leuchtenden Sonne.

Doch tapfer bezwang er sich, malte mit Hast
Und suchte Gespräche zu spinnen,
Ein Lächeln ihr abzugewinnen,
Bis, freundlich von Worten und Blicken erfaßt,
Ihr Leid sie vergaß und des Heimwehs Last
Und fromm auch in ihrem Gemüte
Die Liebe sich öffnet' zur Blüte.

Apelles hemmte des Pinsels Flug,
Die Trennung hinauszuschieben,
Und nimmer gestand er sein Lieben,
Doch lodernd zum Lichte des Himmels schlug
Die Flamme, die er im Herzen trug,
Als herrlich das Bild er vollendet
Und schon er zum König gesendet.

„Pankaspe", rief er „wozu die Qual?
Wir kennen die Liebe ja beide,
Mit der wir uns lieben im Leide!

Ich schwör' es, beim heiligen Sonnenstrahl,
Des Königs Liebe ist tödlicher Stahl;
Doch ich, wenn ich heim Dich geleite,
Ich steh' Dir als Gatte zur Seite!"

Er küßte den Mund ihr, sie ließ es geschehn;
Da rauschte der Vorhang leise,
Und mitten im Höflingskreise
Sahn plötzlich den König sie vor sich stehn;
Er mußte sie hören, mußte sie sehn,
Doch fester, aus Trotz, nur und dreister
Umschlang die Geliebte der Meister.

Und Alexander, der Sieger im Feld,
Besiegte das rasche Feuer:
„Pankaspe, Du bist mir teuer",
Sprach feyer Stimme der junge Held,
„Drum schenk' ich Dir ohne Lösegeld
Die Freiheit, die mir Dich entwindet
Und Dich mit Apelles verbindet."

Zu Füßen sank ihm das Paar gerührt;
Und gottlich sprach Alexander:
„Seid glücklich und fromm mit einander
Apelles hat Recht. Der Schönheit gebührt,
Daß keusch zum Altar sie der Gatte führt,
Mir aber gebühret, in Schlachten
Nach Siegeskränzen zu trachten."

„Das Bild sei der Preis, den Apelles zahlt,
Es soll mir auf meinen Zugen
Zum Glanze die Schönheit fügen;
Denn Schönheit, von solcher Hand gemalt,
Ist heilig, von Götterglut umstrahlt
Sie stimme auch unter dem Schilde
Mein Herz zu gnädiger Milde!“



Phidias.

„Unsterblichkeit gebühret nur den Göttern!
Wer ihren Ruhm den Ihren wollte paren,
Dem ziemt die Strafe, die bestimmt den
Spöttern.“

So tobten gegen Phidias die Scharen,
Die Perikles auch höhnten dreist und dreister,
Weil selbst sie lüstern nach der Herrschaft
waren.

Hehr stand er da, der herrlichste der Meister,
Von dessen Hand in jedem Heiligtume
Ein Bildwerk himmelan erhob die Geister.

Doch fallen soll' er, weil von seinem Ruhme
Athen und Perikles, der Tempelgründer,
Mit strahlten, wie vom Licht die Sonnen-
blume.

Drum soll' er fallen, und die Heilverkünder,
Die neuen Heilverkünder von der Gilde,
Verklagten jetzt als Spötter ihn und Sünder.

Als Sünder gegen Pallas, weil dem Schilde
Der Göttin eingemeißelt er am Rande
Sich selbst und Perikles im Ebenbilde.

Drum schlingen sie den Meister keck in Bande
Und ließen ihn in Kerkerluft, in schwüler,
Des Urteils harren und der sichren Schande.

Mit ihm gegangen war sein Lieblingsschüler
Pantarkes, mit Gesprächen ihn zu laben,
Mild wie ein Zephyrwind, ein weicher, kühler

Er liebte mehr, denn einen Sohn, den Knaben,
Der Zeus sogar, dem höchsten Gott gefiele,
Der Schönheit willen und der Geistesgaben

Ihn hatt' als Sieger im olymp'schen Spiele
Er abgebildet an dem goldnen Throne
Des höchsten Gottes, ölbekränzt am Ziele

Ihm zeigt' er, wie der Vater seinem Sohne,
Der großen Kunst geheimnisvolle Tiefen,
Daß sie in ihm auf Erden weiterwohne

„Pantarkes“, rief er jetzt, „auch Dich beriefen
Durch mich die Götter, der mit heil'gem Worte
Die Gaben ich geweckt, die in Dir schliefen

Bewahre sie der höchsten Kunst zum Horte,
Auf daß Unsterblichkeit“ — nicht konnt' er enden,
Sein schlimmster Feind stand in der Kerkerpforte

Ein glatter Becher schien in dessen Händen
„Du bist, o Phidias, dem Tod verfallen“,
Begann er zu dem Meister sich zu wenden

„Dir ward die Kunst! Zu Deinen Werken wallen
Die Griechen alle froh mit Wonnebeben,
Dein Loblied höret jede Landschaft schallen.

Drum mußt Du sterben; denn dem gleichen Leben
Des freien Volkes soll zu Götterwonnen
Kein Einzelner sich hoch wie Du' entheben.

So hast Du selber Dir das Netz gesponnen,
Doch hat die Richter, welche Rührung nähren,
Dein weiter Ruhm zu rühren schon begonnen.

Und wenn die Richter auch gerechter wären,
Die Allmacht Perikles' doch macht sie schaudern,
Sein Zorn, sein Flehn, sein Donnern, seine
Zähren.

Und gar das Volk! Schon hör' aus seinem
Plaudern
Den Unmut ich, und täglich wird es frecher,
Drum mußt Du sterben — sterben ohne Zaudern.

Sieh, hier kredenz' ich Dir den Schirlingsbecher.
Wenn Du ihn weigerst — vor der Pforte stehen
Mit blankem Schwert athen'scher Freiheit
Rächer."

Kein Wort spricht Phidias. Geängstet flehen
Pantarkes' Blicke zu des Bechers Träger;
Der aber scheut den Knaben nicht zu sehen.

Stumm war der Angeklagte, stumm der Kläger;
Ein dumpfes Schweigen — bis den grausen
Mören
Der Meister sich ergab, wie Wild dem Jäger.

Dann schloß er, ohne sein Gestöhn zu hören,
An's treue Herz den Schüler und bedeckte
Mit Küssen seine Stirn, die Treue schwören,

Und, wie vom Gott ergriffen, plötzlich streckte
Die Hand er nach dem Becher aus und stürzte
Ihn halb hinab, den Trank, der bitter schmeckte

„Genug des Tranks! ich fühl's der todgewürzte
Wirkt, halbgetrunken, kräftig wie der ganze,
Der, ganz getrunken, kaum die Qual verkürzte!"

Laut schrie Pantarkes auf Mit irrem Glanze
Des dunklen Augs entriß er jenes Händen
Den Becher, halb noch voll der gift'gen Pflanze,

Und leert ihn, ohn' sein Auge abzuwenden
Vom Aug' des Meisters, aus in einem Zuge.
„Mein Leben", rief er, „soll mit Deinem enden.

O Phidias, ich hofft' mit gutem Fuge,
Dem Schüler, mich, wie Du, empor zu schwingen,
Wie Du, Zeus anzuschaun in kühnem Fluge.

Nur dafür wollt' ich leben, dafür ringen
Doch nun Du scheidest, kann mich keiner lehren,
Kein andrer, Deiner Hoheit nachzudringen!

Am Boden haften blieb' ich doch, dem schweren;
Drum ist's, da Du den Tod mir zugetrunken,
Für mich auch Zeit, zum Staub zurückzukehren"

Er rief's und sank, wie Phidias gesunken,
Doch sank an seine Brust, und sanft entwichen
Den zwein zugleich des warmen Lebens Funken.

Der Mörder hatte sich hinausgeschlichen
Und hinter sich die Kerkerthür geschlossen,
Um nicht zu sehn, wie drinnen sie verblichen.

Doch draußen strahlten, sonnenlichtumflossen,
Des Meisters Marmorhallen ihm entgegen
Und seine Göttin, streng in Erz gegossen.

Er schließt die Augen. Die Gebilde regen
Der Mören Zorn ihm auf, im Marmor hausend,
Doch sehen muß er sie auf allen Wegen.

Sie leuchten von Jahrtausend zu Jahrtausend!



Zeuxis.

Im golddurchwirkten Purpur-Prachtgewande
Zog Zeuxis, Griechenlands berühmter Maler,
Den Spielen zu an des Alpheios Strande

Wohl nannte Neid ihn einen eitlen Prahler,
Weil er mit Gold und Purpurglanz sich schmückte,
Doch war das eben Neid, gemeiner, fahler.

Und wer ihn kannte, grüßt' ihn froh und drückte
Mit Inbrunst diese Hand, von Zeus erkoren,
Daß sie die Welt mit holder Kunst entzückte

Ein Edler, heimisch hinter Krotons Thoren,
Der Stadt an jenen blühenden Gestaden
Italiens, wo Zeuxis auch geboren,

Hatt' alle Freunde, die auf gleichen Pfaden
Nach Griechenland gereist, zum heitren Mahle
Und Zeuxis selbst als Ehrengast geladen.

Als schon am Kreisen war die letzte Schale,
Da rief der Künstler „Freunde, sagt, ich bitte,
Wie ich die Schuld euch meines Dankes zahle!"

Einstimmig aus der frohen Zecher Mitte,
Erscholl der Ruf· „Ei, haltet ihn beim Worte!
Er mal' ein Bild uns, schön und voller Sitte!

Nicht uns, er mal' es unsrem heil'gen Orte!
Als Weihgeschenk sei es von uns beschieden
Dem Tempel Hera's, nah bei Krotons Porte."

Und Zeuxis drauf: „Schon gut! ich bin's zufrieden!
Doch wählet, was ich malen soll, zur Stunde.
So wird in Zukunft jeder Streit vermieden."

Da ging ein Murmeln durch die Tafelrunde
Der Wirt begrüßte flüsternd den und jenen,
Und plötzlich scholl es, wie aus einem Munde:

„O mal' den Stolz uns sämmtlicher Hellenen,
Das schönste Weib, die Wonne milder Geister,
Mal' Helena, gehüllt in süßes Sehnen!"

„Auch das bin ich zufrieden", sprach der Meister,
„Doch kann ich's nur, o Freunde, wenn ihr alle
Mir beisteht als getreue Hülfeleister

Denn seht! Hier tummeln vor der Tempelhalle
Im Wettkampf nur sich Hellas' schönste Söhne;
An Jungfraun fehlts in diesem Jubelschwalle.

Soll ich das Urbild aller Frauenschöne
So schön euch malen, daß in allen Gilden
Und allen Gau'n des Bildes Beifall töne, —

So nehmt mich mit zu Kroton's Lustgefilden,
Und gebt mir Vollmacht, dort — o wollt verzeihen —
Die schönste eurer Töchter abzubilden."

Da ging auf's neu' ein Murmeln durch die Reihen:
„Ein reicher Mann! ein Eidam hochwillkommen!
Ein Mann, dem jede würd' ihr Leben weihen!"

Dann rief der Wirt, von Wein und Freud' entglommen:
„O Herr, wir wären unsrer Stadt Verräter,
Wenn die Bedingung wir nicht angenommen!"

Frohlockend schüttten Kroton's würd'ge Väter
Mit ihrem Maler und mit ihm im Bunde
Heim über's Meer, das blau war wie der Aether.

Und rasch durchflog die Stadt die seltne Kunde,
Daß Zeuxis käme und weshalb er käme;
Und alle Jungfraun freuten sich im Grunde;

Und keine schützte vor, daß sie sich schäme,
Denn jede sah im Geist ihn schon als Gatten,
Wenn er zur Helena ihr Abbild nähme.

Und alle Väter, welche Töchter hatten,
Nun führten ihn im Morgensonnenscheine
In ihres Fraungemaches kühle Schatten;

Und alle Mütter ließen ihn alleine
Bei ihrer allerschönsten Tochter stehen,
Nachdem sie ihn erquickt mit süßem Weine,

Und alle Töchter ließen es geschehen,
Daß er sein Aug' an ihrer Schönheit labe,
Und ließen schüchtern ihre Reize sehen

Doch Zeuxis eilte, daß mit raschem Stabe
Den Umriß er von jedem schönen Bilde
In's Wachs der mitgebrachten Tafel grabe;

Und that, als führt' er weiter nichts im Schilde,
Und sprach vom Danke, den er müsse sagen,
Und neigte sich zum Abschied, höflich-milde

Als zwanzig Schöne so in zwanzig Tagen
Gezeichnet er mit gleichem Dankgefühle
Und gleichem stillen Künstler-Lustbehagen,

Da zog er aus dem bunten Marktgewühle
Von Kroton's großen öffentlichen Plätzen
Zurück sich in der Werkstatt klare Kühle,

Und schloß sich ein mit allen seinen Schätzen;
Und malt' und malte dreißig lange Wochen
Und sprach kein Wort, — der Neugier zum Entsetzen

Doch als der große Morgen angebrochen,
An dem vollendet er das Bild zu zeigen
Den Bürgern der bewegten Stadt versprochen,

Da sah man Jung und Alt in bangem Schweigen
(Mit Hoffnung suchte Neigung sich zu stählen)
Den Hügel, wo die Werkstatt lag, ersteigen.

„O, welche Maid gefiel ihm, auszuwählen,
Um sie als Helena mit Huld zu schmücken
Und dann sich mit der Schönen zu vermählen!“

Ein jeder Vater, der aus freien Stücken
Den Meister seinem Kind erkor zum Freier,
Hofft', seine Tochter werd' er so beglücken.

Als Zeuxis aber den gewebten Schleier
Zurückschlug von dem Bilde, das er malte,
Schwieg alles erst in andachtsvoller Feier.

Und dann ein Schrei (ein Zoll, den jeder zahlte),
Ein Schrei der Lust, weil solche Götterschöne
Noch keiner sah, wie diesem Bild entstrahlte.

Nur hie und da vernahm man andre Töne,
Wie Rufe grollender Enttäuschung, schallen,
Als ob der Künstler Kroton's Jungfraun höhne.

Denn keiner glich ja dieses Weib von allen,
Die ihre Schönheit mit geheimen Schauern
Enthüllt, dem edlen Meister zu gefallen.

Viel schöner (manche sah's mit tiefem Trauern)
War dieses Weib, dem Künstlergeist entsprossen,
Als eine Jungfrau je in Kroton's Mauern.

Doch jenes wackre Haupt der Festgenossen,
Mit denen Zeuxis drüben sich verbunden,
Ergriff das Wort und sagte rasch entschlossen:

„O seht! dies Bild, gemalt in Weihestunden,
Wohl spiegelt deutlich es die Liebe wieder,
Die unsres hehren Meisters Herz umwunden.“

Nicht irdisch klangen seiner Liebe Lieder;
Die Schönheit selbst, Göttinnen eingereihet,
Schwang, ihn zu freun, vom Himmel sich hernieder

Und seht! von Zeuxis unsrer Stadt geweihet,
Strahlt Helena, das Kind der heil'gen Ehe,
Ein Bild, das ew'gen Nachruhm uns verleihet!"

Und alle riefen. „Glück und Heil geschehe
Dir, Zeuxis! Deine Kunst ist eine Sonne,
Die dieser kalten Erde Not und Wehe
Vergoldet und erwärmt mit milder Wonne!"



Deinokrates.

(Vitruv's Zehn Bücher über Architektur, Vorrede zum zweiten Buch).

Ich fuhr auf dunkelblauem Meer im Süden
Und sah die Wellen, die vorüberflogen,
Gepeitscht vom Dampfschiffs-Rad, dem nimmer
müden

Gebändigt folgten unsrem Kiel die Wogen,
Bedeckt mit breitem weißen Meerschaumbande,
Das hinter uns wir durch die Fluten zogen

Nicht weit vom alten Makedonerlande
Sahn wir des Athosberges mächt'gen Rücken
Wie Purpur glühn im Abendsonnenbrande.

Kahl ist sein Haupt, doch grüne Wälder schmücken
Die Schultern ihm. Des Meeres Wogen schlagen
An seinem Fuß den Felsensaum zu Stücken

So läßt er seit Jahrtausenden sie nagen,
Die kleinen wildbewegten Wellenberge,
Die kaum ihm bis an seine Sohlen ragen.

Für himmelhoch hält sie der ird'sche Ferge,
Der ihnen trotzt im schwanken Bretternachen,
Doch gegen ihn, den Athos, sind sie Zwerge.

Und wenn er lachen könnt', er würde lachen,
Des Zornes lachen der empörten Fluten
Und ihrer kleinen schaumbedeckten Rachen —

Schon wurden blaß des Abends rote Gluten,
Und Grau sank auf den Rumpf des Berges
nieder,
Daß leis er schien und langsam zu verbluten.

Da schloß ich meine müden Augenlider.
Auf aber fuhr ich, bis auf's Mark erschrocken,
Als ich von ungefähr sie öffnet' wieder.

Denn doppelt höher, als des Harzes Brocken,
Lag plötzlich an des Athosberges Stelle
Ein Mannskoloß mit kurzen, krausen Locken.

Der Mond ging auf. Bei seiner Silberhelle
Erkannt' ich eines Riesen-Jünglings Züge,
Der opfernd knete, wie an Tempelschwelle.

Die Kraft der Glieder sah ich zur Genüge
Und sah, gestützt von mächt'gen Felsenbeinen,
Hell glänzen seines Leibes Prachtgefüge.

Die ungeheuren Arme sah ich scheinen,
Wie Marmor weiß, umspielt vom Mondes-
strahle,
Gemeißelt aus des Athosbergs Gesteinen.

Die rechte Hand hielt eine große Schale,
Gesenkt, das Wasser aus ihr auszugießen,
Das von des Berges Höhen stoß zu Thale.

Ich sah das Wasser dem Gefäß entfließen,
Fuß tausend Fuß hoch oder auch dreitausend,
Und senkrecht in das Meer hinunterschießen

Das mondeshellte Meer empfing es brausend,
Und spielend, wie er spielt mit dürrem Blatte,
Fuhr in den Strahl der Wind, ihn wild zer-
zausend.

Doch auf der Linken, einer weiten Platte,
Hielt eine ganze große Stadt der Riese,
Mit einer Mauer, welche Türme hatte.

Darüber wurden sichtbar Tempelfriese
Mit Marmorfeldern und mit Giebeldächern,
Geschmückt mit Bildwerk, das ein Kenner priese.

Dann sah ich Rauch, bald stärkeren, bald
schwächern,
Aufsteigend auf dem Häusermeere schwimmen,
Auf Leben deutend in der Stadt Gemächern

Auch sah den Schein ich heller Flammen glimmen,
Und hörte dumpfen Lärm herunterwehen,
Wie ein Gewirr von vielen Menschenstimmen —

Kein völlig Trugbild war's, das ich gesehen
Nicht ließen Fieber, die den Sinn umfloren,
Den Riesenbau vor meinem Blick erstehen.

Ein Werk war's, aus der Phantasie geboren
Des großen Meisters, des gewaltig kühnen,
Den Alexander sich zum Freund erkoren

Deinokrates! sie sollen ewig grünen,
Die Kränze, die gewunden Dir zum Ruhme,
Für Deine Tempelbauten, Burgen, Bühnen!

Du schufst in Dianens Heiligtume
Zu Ephesos das Gotteshaus, das hehre,
Der Baukunst große, lichte Wunderblume
Du bautest, nah' der ew'gen Wüstenleere,
Die Pracht der Alexanderstadt am Nile,
Bespült vom heil'gen Strom, bespült vom
Meere.

Doch diese Werke schienen Kinderspiele
Vor Deines Geistes schöpferischen Feuern,
Du rangst nach neuem, unerhörtem Ziele.

Du schufst Du jenen Plan, den ungeheuern,
Den Athosriesen plastisch zu gestalten.
Wie ich gesehn ihn beim Vorüberfteuern. —

Gehüllt in seines Purpurs weite Falten
Saß Alexander auf dem goldnen Throne
Im Säulensaale, seines Reichs zu walten

Da stand vor König Philipp's großem Sohne
Deinokrates, den Riesenplan ihm zeigend,
Voll Hoffnung, daß er seine Müh' belohne.

Vertieft in Anschaun saß der König schweigend,
Entzückt ob gleichgestimmten Geistes Glühen
Dann sprach er, freundlich sich dem Meister
neigend

„Deinokrates, umsonst sind Deine Mühen
Die Wunderstadt auf Deinem Steinkolosse
Kann nur im Künstlertraum gedeihn und
blühen

Doch traun, der Künstler ist ein Götterprosse,
Ist mir verwandt, der solchen Plan ersonnen.
Du sollst mein Freund hinfort sein und
Genosse!" —

Des Worts gedacht' ich, selbst versenkt in Wonnen.
Doch als ich nun beim Mondenschein, dem
matten,
Zum Athos hinsah, war der Spuk zerronnen.

Der Berg mit Wäldern, Schluchten, Felsenplatten
Lag da, von Silberwolken hoch umflogen
Und warf in's Meer den macht'gen dunklen
Schatten.

Noch immer brandeten am Strand die Wogen,
Die keine Not dem hohen Athos schufen,
Wie eng' sie auch das Netz um ihn gezogen.

Mir war's, als hört' ich von den Felsenstufen
Wie Hohngelächter und wie Hundebellen
Im Windesheulen eine Stimme rufen.

„Ihr wund'gen Menschen und ihr winz'gen Wellen,
Ihr wagt's, an Felsenmajestät zu tasten,
Und könnt doch höchstens selbst an ihr zer-
schellen!"

Ich bebte. Aber Geistesflammen faßten
Mich plötzlich an, wie Kunst und Kraft sie schüren,
Als Antwort rief ich: „Nimmer ziemt's zu
rasten!

Erlahmt die Hand auch, Alles auszuführen,
Was Menschen planen, groß und übermächtig,
So ist's doch Lust, im Innern es zu spüren.
Schwach ist der Menschen Hand, ihr Leib ist schmächtig,
Doch in der Kunst sind sie des Erdballs Meister.
Selbst was unmöglich schien, lebt hell und prächtig —
Ein ew'ges Leben in dem Reich der Geister!"



Prometheus.

Wild steigt ein zackiger Fels aus dem Meer,
Dem entferntesten Meer an dem Ende der Welt,
Ein schauriger Fels, von den Stürmen umbraust
Und gepeitscht von den donnernden Wogen.

Prometheus hangt an dem zackigsten Grat,
In Klammern von Eisen geschmiedet, der Gott,
Der Sterblichen Freund, der Titane, der Held,
Der Räuber des himmlischen Feuers.

Der Adler des Zeus nagt Tag ihm für Tag
Mit hackendem Schnabel und funkelnden Augs
Die Leber in Stücke, die Nacht ihm für Nacht
Neu wächst zu erneuerten Qualen

Nacht ist's. Laut brandet die tosende Flut,
Laut hallt um den Felsen des Sturmes Geheul;
Doch lauter noch schallt in das Dunkel hinaus
Die Klage des göttlichen Dulders:

„O Menschen, wie hab' ich euch, Menschen geliebt!
Wie Sterbliche nimmer geliebet ein Gott,
Und nie wird lieben, der Liebe zum Lohn
Muß gräßliche Qualen ich dulden.“

„Die neidischen Götter, sie gönnten euch nicht
Das Feuer, das Licht und die heilige Kunst
Und den klaren Verstand, den Erzeugten des
Lichts!
Sie hielten's für Raub an sich selber."

„Ich raubte das Feuer, ich brachte das Licht,
Drum schlug mich in Fesseln der oberste Gott
Und sandte den Adler, der Tag nur für Tag,
Wühlt hackend im göttlichen Leibe."

„Unsterbliches Elend kennt nur ein Gott,
Zehntausend Jahre schon sengt mich die Glut;
Zehntausend Jahre zerfleischt nur den Leib
Der Henker, der blutige Vogel."

„O hätten geschlagen sie mich an das Kreuz
Und der Sterblichen Tod mir zu sterben vergönnt!
Ein lustiges Spiel wär's gegen die Qual
Die täglich ich dulde mit Unrecht."

„Und — herber denn Alles — verlieh mir der Gott
Zu schaun in die Zukunft, weh' mir, zu schaun,
Wie das göttliche Licht, das den Menschen ich gab,
Die Thoren verschmähn und verachten"

„Einst wird sie verlöschen, verrauchen, verwehn,
Die freiheitglühende Flamme des Geists;
Das heilige Feuer des Wahrheitsdursts,
In der eigenen Asche versinkt es."

„Dann herrschet die Dummheit, herrschet der Wahn
Und gräuliches Hassen im Namen der Lieb',
Und im Solde der Knechtschaft heuchelnd der Ruf
Nach der schmählich geschändeten Freiheit.“

Prometheus rief es, der göttliche Held.
Und mächtiger tos'ten der Sturm und die Flut,
Und die Sonne entstieg dem unendlichen Meer,
Und es wetzte den Schnabel der Adler.



Das erste Gold.

(Alliteriert.)

Noch wohnten die Menschen an weiten Wassern,
Auf Pfosten und Pfählen in hölzernen Pferchen,
Auf starken Stämmen, mit steinernen Äxten
Den hohen Hainen von Eichen enthau'n.

Noch bauten in Freiheit und frohem Frieden
Die mutigen Männer, mild von Gesinnung,
Am Uferrande des üppigen Urwalds
Für Weib und Kinder kärglich ihr Korn.

Noch krönte den Krieger die goldene Krone
Zum Könige nimmer, noch kannte Keiner
Vom roten Metalle Reifen und Ringe,
Noch gab es kein Gold als irdisches Gut.

Da grub ein Greis im Gemeinde-Grunde
Mit spürenden Spaten nach Wurzeln zur Speise,
Da klirrte der Spaten mit klagendem Klange;
Da fiel ihm zu Füßen funkelndes Gold.

Versteinert starrt' er und sah mit Staunen,
Der kluge Mann, auf das klare Kleinod
Und glaubte beinahe, mit glühendem Glanze
Die Sonne versenkt in die Erde zu sehn.

Er fühlt' mit dem Fuße, ob heiß es wie Feuer,
Und da es nicht heiß war, hob mit den Händen,
Vor Bangigkeit bebend, das Gold er vom Boden.
Da leuchtet' es lieblich; da lacht' er vor Lust.

Dann schaudert' er wieder und schaute scheuer,
Ob rings in der Runde auch alles ruhig.
Er fürchtete Feinde, und leichten Fußes
Durch heimliche Holzung schlich er nach Haus.

Zu spät! Schon folgt' auf der Spur ihm ein
Späher,
Der Alles belauscht und, von lüsterner Liebe
Zum gleißenden Glanze des Goldes entglommen,
Den schlauen Schleicher meuchlings erschlug.

Ein schrecklicher Schrei! Mit eilenden Schritten
Umringten den Räuber die Recken des Gaues.
Die Sippe des Alten sah mit Entsetzen
Gebrochenen Blickes den Bleichen im Blut.

Doch als sie das Gold sahn, ahnten sie Alles,
Und blickten es an, wie vom Blitze geblendet,
Und redeten wild in verworrenen Worten
Und fesselten nicht den gefangenen Feind.

Dem nahten Helfer vom heimischen Hofe.
Da hub sich ein Kämpfen mit Kolben und Keulen;
Da flammten Flüche, da flogen Steine,
Da rieselte rot in den Rasen das Blut.

Schon lagen die Leichen in schwärzlichen Lachen;
Und, rasch durch die Reihen der Recken gerissen,
Von Hand zu Hand, nun drüben, nun hüben,
Erglänzte das gierig begehrte Gold.

Schon nahte die Nacht mit wallendem Nebel
Und schlug um das Schlachtfeld hemmend den Schleier,
Da stand auf der Stätte der stärkste von Allen,
Hielt hoch erhoben den Hort in der Hand

Ermattet vom Kampfe mußten die Männer,
So Freunde, wie Gegner, das Gold ihm gönnen.
Er trug es, trunken von Trotze, nach Hause
Und bog sich die Beute zum goldenen Band.



Der blinde König.

Als von Blindheit befallen war
Olaf, der König der Dänen,
Weinte bittere Thränen
Seiner Vasallen Schar.
„Weh, daß die Nacht Dich umwob!"
Aber der König erhob
Hoch sich mit heiteren Mienen,
Und der Schöpfung begeistertes Lob
Sang er, den Göttern zu dienen.

„Führt mich hinaus auf die Flur!
Schwarz ist der Blindheit Schleier;
Aber ich höre die Feier
Heiliger, hehrer Natur.
Undurchdringliche Nacht!
Nimmer der Sonne Pracht
Seh' ich, noch funkelnde Kerzen.
Aber der Klänge bezaubernde Macht
Dringt mir ergreifend zum Herzen."

„Führt mich hinaus in den Hain!
Laßt mich die Vögelein hören,
Welche in jubelnden Chören
Singen im Sonnenschein.

Allen voran überall
Singet mit süßem Schall,
Singet aus schmetternder Kehle
Unsere Königin Nachtigall,
Singet mir Trost in die Seele."

„Führt mich hinaus in den Wald!
Laßt mich dem lieblichen Rauschen
Wehenden Westwinds lauschen,
Der in den Wipfeln verhallt;
Unter der Buchen Dach
Laßt mich dem plätschernden Bach
Lauschen in schattiger Kühle:
Lieblich im Herzen ruft es mir wach
Heitere, fromme Gefühle!"

„Laßt mich am Meeresstrand
Lauschen dem Schlage der Wellen,
Welcher dem Pulse, dem schnellen,
Meines Herzens verwandt!
Schlägt mir der jubelnde Chor
Donnernder Wogen an's Ohr,
Tosen die wallenden Hügel,
Brausend dann trägt mich zum Äther empor
Rauschender Sturmwinds Flügel."

„Lasset der Harfen Klang
Tönend das Herz mir erfrischen!
Laßt in die Saiten sich mischen
Männer- und Frauengesang!

Ewig bewahret die Gunst
Ihrem Liebling die Kunst,
Mahnt mich mit süßem Mahnen,
Läßt hoch über der Erde Dunst
Götterwonnen mich ahnen!“



Der Csikós.[1])

I.

Silbern in der dunklen Haide
Liegt das Haus im Mondlicht da,
Wo der Stern der Ungarmaide
Wohnt, die schöne Ilona [2])

Vor dem Haus am Brunnenrande
Lehnt der schmucke Roßeknecht,
Von dem Hof verjagt mit Schande,
Heischt er von der Nacht sein Recht.

Blendend weiß sind seine Zähne,
Schwarz sein Schnurrbart, schwarz sein Haar;
Und in seinem Aug' die Thräne
Glänzt im Mondlicht perlenklar.

Als ob Trost von dort er spüre,
Schaut er unverwandt auf's Haus
Sieh', da schlüpft zur offnen Thüre
Ilona zu ihm heraus.

[1]) Ungarischer Pferdeknecht. [2]) Sprich Jlō na (Helena).

Keinen Kuß und kein Umfangen!
Bebend bleiben beide stehn,
Ilona beginnt mit Bangen
„Einmal mußt' ich Dich noch sehn!“

„Morgen kommt der reiche Freier,
Den der Vater mir erwählt,
Und ich werd' im Hochzeitsschleier
Dem Verhaßten anvermählt.“

„Er ist schön. Doch wie mit Blindheit
Deckt mein Auge Nebelflor,
Seit den Freund ich meiner Kindheit,
Seit ich, Liebster, Dich verlor.“

Der Csikós rief: „Laß es!“ leise,
„Laß, Dein Vater hatte Recht,
Alles bleibt im alten Gleise —
Du warst Herrin, ich war Knecht.“

Plötzlich rauscht' es durch die Pußten,
Plötzlich hob sich frisches Wehn,
Ilonas Gedanken mußten
Mit dem Wind ins Weite gehn.

„Laß uns fliehen! laß uns fliehen!“
Rief sie hastig, „noch ist's Zeit!
Laß uns in die Fremde ziehen!
Ach, die Welt ist ja so weit!“

Alles schien im Wirbelkreise
Sich um den Csikós zu drehn.
Aber: „Laß es“, sprach er leise,
„Laß uns nie uns wiedersehn!“

Leichenblaß, doch rasch gesammelt,
Fuhr Schön-Ilona empor;
Klagend tönte, was sie stammelt',
Zürnend, dem Csikós an's Ohr:

„Sei's so muß den Schwur ich brechen,
Den ich Dir geschworen doch.
Aber gieb mir ein Versprechen,
Ein Versprechen gieb mir noch!“

Schweigend ihr die Rechte reichend,
Gab er Ilona das Wort,
Schweigend und auf's neu erbleichend; —
Aber heftig fuhr sie fort:

„So versprich mir, daß beim Tanze
Morgen Abend ich Dich seh',
Wenn beim roten Kerzenglanze
Ich mich entanz' in mein Weh.“

„Hat mein Vater Dich mit nicht'gen
Zornesworten fortgeschickt,
Werd' ich morgen ihn beschwicht'gen,
Wenn er Dich im Saal erblickt.“

„Brauchst ja nur von fern zu stehen,
Dich zum Tanz zu drängen nicht,
Ach! dein Antlitz muß ich sehen
Einmal noch im vollen Licht!“

Schweigend ihr die Rechte drückend,
Schweigend gab er ihr das Wort,
Und auf ihre Hand sich bückend,
Küßt' er eine Thräne fort.

„Ilona!“ nun ruft's von drinnen,
Und sie fliegt zurück in's Haus
Lang' noch starrt mit trüben Sinnen
Der Csikós in's Nichts hinaus.

Rabenfinster ist's geworden.
Blitze zucken, Donner kracht,
Und in schaurigen Akkorden
Heult die Windsbraut durch die Nacht.

II.

Andern Morgens ohne Klage
Am Altar stand Ilona,
Auf des Priesters kurze Frage
Sprach sie leise bebend „ja“.

Andern Mittags saß zum Feste
Stumm sie bei dem fremden Mann;
Und zum Staunen aller Gäste
Rührt' sie keinen Bissen an.

Andern Abends erst beim Tanze
Schien ihr wieder wohl zu sein,
Als, geschmückt noch mit dem Kranze,
Wirbelnd sie durchflog die Reihn.

Geigen, Baß und Cymbeln tönen
Wonnereich und klageweich,
Und die Paukenschläge drohnen
Dumpf dazwischen, donnergleich.

Immer wilder Ungarweisen
Laden, locken mit Gewalt,
Und in immer wildren Kreisen
Dreht beim Tanz sich Jung und Alt.

Doch am wildesten von allen
Fliegt in ihres Gatten Arm,
Daß des Jubels Rufe schallen,
Ilona nun durch den Schwarm

Plötzlich laute Zornesworte!
Denn der Hofherr schilt und schmäht,
Weil an seines Hauses Pforte
Der Csikós, der blasse, steht.

„Schuft! Ist Rache heut' Dein Sinnen?
Oder gehst Du aus auf Raub?
Willst der Peitsche Du entrinnen,
Mach' Dich eilig aus dem Staub!"

Jach verstummen Baß und Geigen, —
Allen steht das Tanzen fern,
Alle schaun mit bangem Schweigen
Auf den Knecht und auf den Herrn

Doch der Knecht vernimmt das Fluchen,
Sieht den Zorn des Hofherrn nicht,
Seine dunkeln Augen suchen
Der Geliebten Angesicht

Schweigend winkte sie dem Knechte,
Schweigend schritt sie durch den Kreis,
Gab ihm freundlich ihre Rechte,
Und zum Gatten sprach sie leis

„Meiner Kindheit Kameraden
Siehst Du hier Mich trifft die Schuld.
Hab' ihn selbst zum Fest geladen
Und empfehl' ihn Deiner Huld"

Dann, gewandt zum zorn'gen Alten,
Sagte sie mit sanftem Ton·
„Vater, heut' laß Gnade walten;
Nimmer wird er ja Dein Sohn"

„Hab' ihn selbst zum Fest geladen,
Laß dem Fest drum seinen Lauf,
Aber nimm zuvor in Gnaden
Den Getreuen wieder auf!“

Als die Schöne so gesprochen,
Stand ihr Gatte stumm vor Scheu,
War des Alten Zorn gebrochen,
Hub das Tanzen an auf's Neu'

„Stehl sie schweigen, sie verzeihen“,
Sprach sie, „Liebster, auf mein Wort.
Misch Dich drum in uns're Reihen.“
Und sie zog ihn mit sich fort.

„Warst Du sonst mein Spielgenosse,
Sei es heut' zum letzten Mal.
Komm, zum Trotz dem ganzen Trosse
Tanzen jetzt wir durch den Saal.“

Baß und Geigen! Starr vor Staunen
Lassen jene es geschehn,
Hören nicht der Menge Raunen,
Sehen kaum das Par sich drehn.

Baß und Geigen! Csardasklänge!
Lustge Wildheit, wilde Lust!
Hei! wie schlingt sich das Gedränge
Kopf an Kopf und Brust an Brust.

Immer wilder fortgetragen,
Rast das schöne Par vorbei;
Das ist mehr als Csardas-Jagen,
Das ist Liebesraserei!

Wilde Raserei der Minne
Macht den Knecht der Herrin gleich;
Aber plötzlich hält er inne
„Liebste, weh! wie wirst Du bleich!"

„Laß es", rief sie, „rasch verglommen
Ist der Funke, liebewarm;
Heimlich hab' ich Gift genommen
Und ich sterb' in Deinem Arm!"

Bleich, mit irrem Augenglanze,
Blieb er stehn und fand kein Wort,
Doch sie rief: „O tanze, tanze
Liebst Du mich, so tanze fort."

Baß und Geigen! immer wilder
Reißen sie die Wirbel hin,
Höllenbilder, Himmelsbilder
Gaukeln wirr vor ihrem Sinn.

Baß und Geigen! Schwerer immer
Wird in seinem Arm die Last —
Vor den Augen wüst Geflimmer,
Hält er fester sie umfaßt

Baß und Geigen! Eine Leiche,
Sinkt sie stumm an seine Brust,
Weiter tanzt der Totenbleiche
Noch mit ihr in grauser Lust, —

Weiter, bis die Csardas-Klänge
Wild ein Herzensschrei durchgellt
Und er mitten im Gedränge
Ueber sie zu Boden fällt.

Schrill verstummen Baß und Geigen;
Aus einander stiebt der Schwarm;
Und das bange Todesschweigen
Lähmt des raschen Rächers Arm.

Leise von dem Arm der Toten
Lös't der Bursche seinen Arm;
Auf die bleichen seine roten
Lippen drückt er feucht und warm.

Dann erhebt er sich und schreitet
Durch den Saal zum Haus hinaus,
Schwingt sich auf sein Roß und reitet
Stumm davon im Sturmgebraus.

III.

Über's Pußtenland noch immer
Schnob die Windsbraut, kalt und scharf,
Als das Frührot seinen Schimmer
Auf die weite Fläche warf.

Fern den festen Hofgehegen
Dehnt das Land sich wegelos;
Und die Steppengräser legen
Nieder sich im Sturmgetos.

Seht ihr dort den wilden Reiter
Einsam jagen durch's Gefild?
Pfadlos, rastlos rast't er weiter
Jäger und zugleich das Wild.

Höriet nicht den Schuß ihr schallen?
Saht den Pulverblitz ihr wohl?
Plötzlich, seiner Hand entfallen,
Sinkt in's Gras das Terzerol.

Seine Schenkel festgebunden
Hatt' er an dem treuen Roß,
Eh, vom Leben zu gesunden,
Er in's bleiche Haupt sich schoß

Leblos sank er, blutumflossen,
Vorwärts auf des Rosses Bug,
Das ihn anfangs unverdrossen
Im Galoppe weitertrug

Aber als erschlafft der Bügel,
Dünkt die Last dem Rosse neu,
Als er fallen ließ den Zügel,
Bäumt es sich und wurde scheu.

Über Balken, über Brücken
Rennt es mit der grausen Last,
Seltsam schwankt auf seinem Rücken
Hin und her der tote Gast.

Hei, wie saust es durch die Fläche!
Hei, wie rast es, wild und heiß!
Über Gräben, über Bäche,
Von der Donau an die Theiß,

Von der Theiß zum Donaubrause,
Wo's beim neuen Morgenlicht
Vor dem stillen Trauerhause
Schaumbedeckt zusammenbricht.



Ruisdael.

I.

1648.

„Nein nein! so geht es nicht. Wozu denn soll
Ich, der ich Mennonit bin, Heil'ge malen?
Ist nicht die Welt des heil'gen Geistes voll,
Der zu uns spricht in hellen Sonnenstrahlen?“

„Dich will ich malen, Schöpfung, wo als hehr
Und heilig Du von allen wirst gepriesen
Dich will ich malen, blaues Mittelmeer,
Euch will ich malen, schroffe Bergesriesen.“

„Nein, nein! so geht es auch nicht, denn mir fehlt
Das Reisegeld, dem Süden zuzuwandern,
Doch auch die Heimatflur ist geistbeseelt,
So tief, wenn tiefer nicht als alle andern.“

„Dich will ich malen, heim'scher Meeresstrand
Mit Ebb' und Flut, begrenzt von grauen Dünen!
Dich will ich malen, walddurchwachs'nes Land
Mit stillen Weihern, tief versteckt im Grünen.“

„Euch, die ihr euch durch Felsenthore zwängt,
Euch will ich malen, Nordlands Wasserfälle,
Und Wolken euch, die ihr am Himmel hängt,
Geheimnisvoll umschleiernd Tageshelle.“

II.

1668.

„Ach Vater, meine Kunst ging nicht nach Brod,
Mit Müh' bewahrt' ich selber mich vor Schulden;
Doch wen bezwänge nicht der Eltern Not?
Nimm hin, die ich gespart, die wen'gen Gulden."

„Die echte Kunst, die nur der Wahrheit treu,
Sie muß doch einmal Anerkennung finden,
Neu ist sie stets, wie die Natur mir neu,
Die ich beseelt mit eigenstem Empfinden."

Doch immer trüber ward, was er empfand
Und immer ernster wurden seine Bilder
Die Wälder dunkler, nebliger der Strand,
Die felsumstarrten Wasserfälle wilder.

Der Judenkirchhof! Wie die Wasserflut,
Entfesselt, nagt an alter Gräber Wänden!
So schlingt einst der Naturgewalten Wut
Hinab die letzte Spur von Menschenhänden

Das fühlt' er, als ihn Elend zwang in's Joch
Und eine innre Stimme rief: „Du irrst,
Wenn Thor, Du hoffest, daß im Leben noch
Du einmal Anerkennung finden wirst!"

III.

1682.

Von Dünen, Wäldern, Wasserfällen kann
Auch solch ein Priester der Natur nicht leben.
Den Todesengel sieht der sieche Mann
Mit düsterm Fittich schon um's Haupt sich schweben.

Die Amsterdamer haben längst ihn satt,
Sein Malen und sein Hungern und sein Borgen;
Sie schicken ihn nach seiner Vaterstadt,
Nach Haarlem, heim, dort mag man für ihn sorgen.

In Haarlem steht ein Armenmännerstift,
Doch lindert dies des grimmen Hungers Qualen
Nicht jedem, den es auf der Straße trifft,
Und Ruisdael kann das Eintrittsgeld nicht zahlen.

So muß er sterben denn auf freiem Feld?
Ei, Gott behüte! Reich sind Mennoniten,
Die Glaubensbrüder schicken ihm das Geld,
Um sich im Armenhause einzumieten.

Der Feuerblick, der die Natur verstand
Im Wehn des Zephyrs und des Sturmgebrauses,
Der Blick bricht sterbend sich an kahler Wand,
Der weißgetünchten Wand des Armenhauses.

IV.

1882.

Ein Bild von Ruisdael! „Fünfzehn tausend Mark!“
Wer bietet mehr? „„Ich biete zwanzig tausend.
Es ist ein Prachtbild, Eichen, hoch und stark,
Beschatten einen Bergstrom, wild und brausend.““

„Was zwanzig tausend! Seht des Himmels Zelt,
Hier hellblau, hier von Wolken grau umwittert.
Seht, wie in diesem Stück begrenzter Welt
Des großen Weltgeists ew'ger Odem zittert.“

Wer bietet mehr? Die Kenner rings im Kreis,
Mit glühnden Blicken sitzen sie und bieten.
Jetzt. „Fünfzig tausend!“ Dieses ist der Preis
Für's Bild des armen toten Mennoniten.

Der Händler lächelt: „Wer hat die Natur
Wie er gesehn, wie er gemalt den Norden?
Hätt' ich die Hälfte seiner Bilder nur
Ich wäre lange Millionär geworden.“

Die Hälfte nur! Mit allen, ach, erwarb
Er selbst nicht einmal seines Grabes Klause,
Die zahlten milde Seelen. Der er starb,
Ach! Jacob Ruisdael starb im Armenhause.



Junker Walter.

Wo hoch in den Alpen, beim Urner Loch,
Die Reuß mit donnerndem Schalle
Sich unter der Teufelsbrücke Joch
Hinabstürzt, schäumend im Falle,
Da steigt am schroffen Felsengestad
Zum Gotthard hinan ein schmaler Pfad.

Auf diesem Pfade gen Welschland zog
Der blühende Junker Walter.
Als Führer schritt im Nebelgewog
Ihm rüstig voran ein Alter,
Der Alte von Intschi; der kannte die Höhn
Bei Nacht und Nebel, im Schnee und im Föhn.

Schon schlug die Nacht den Tag in die Flucht;
Dem Junker begann es zu schaudern;
Doch sucht' er die Schrecken der finstern Schlucht
Mit Scherzen hinwegzuplaudern.
Dem Alten erzählt' er, ob bang auch und bleich,
Manch tollen Einfall und lustigen Streich.

„O könnt' ich zur Nacht von den schwindelnden
Höhn
Nach Intschi wieder hinunter,
In Intschi sind die Mädchen so schön,
So liebenswürdig und munter,
Mit allen hab' ich gelacht und gescherzt,
Die schönste hab' ich geküßt und geherzt."

Der Alte darauf: „Mich kümmert dort
Ein einzig Mädchen, mein Junker,
Und sie ist die schönste im ganzen Ort,
Doch taub für Liebesgefunker.
Die schönste habet Ihr nimmer gesehn,
Sie ließe kein Herzen und Küssen geschehn."

Der Junker jedoch: „Daß Ihr Euch irrt,
Ich will es fürwahr Euch beweisen,
Ich hörte die Bärbel beim Sonnenwirt
Von allen als schönste doch preisen,
Die Bärbel hab' ich geherzt und geküßt,
So seht Ihr, daß Ihr Euch irren müßt."

Da wandte der Alte sich, ballte die Faust,
Nicht an sich zu halten vermocht' er,
Und donnernd rief er, daß jenem es graust:
„Die Bärbel ist meine Tochter
Und hast Du mein einzig Kind verführt,
So mußt Du sterben, wie's Dir gebührt!"

Dann faßt er den Junker und stößt ihn jach
Hinunter in's Bodenlose;
Doch jener zieht ihn am Mantel nach;
Ein Schrei durchgellt das Getose — —
Von Klippe zu Klippe, — zerschellt, — hinab!
Die tosende Reuß wird beider Grab.



Moderne Ballade.

Ein blasser Mann steht über der Flut
In blühenden Ufergeländen
Sein Haar ist wirr. Schwarzrotes Blut
Klebt grausig an seinen Händen.

Nie war aus dem Dunst und Getöse der Stadt
Zuvor er in's Freie gekommen,
Nie hatt' er das Säuseln von Blüt' und Blatt,
Das Rauschen des Stromes vernommen.

Im Menschengeschwirr und Gassengewirr
Da war er geboren, verloren;
Nur Weibergekirr und Silbergeklirr
Bethört' ihm betäubend die Ohren

Jetzt waren die Häscher ihm auf der Spur,
Jetzt sollt' er den Todschlag sühnen;
Da war er geflohn in die stille Flur
Und stand nun einsam im Grünen.

Er starrt hinauf zu des Himmels Dom,
Den Gluten des Abends farben,
Er starrt hinab in den reißenden Strom,
Der Sterben winkt und Verderben

Rings lächelt Liebe im leuchtenden All,
Rings glüht es und blüht in den Lüften.
Die Flötentöne der Nachtigall
Zerschmelzen in wehenden Düften.

Da packt's ihn mit süßer Allgewalt,
Da faßt ihn heißes Verlangen,
Da perlen, wie zornig die Faust er ballt,
Die Thränen ihm von den Wangen.

Zu spät. Rot klebt an der Hand das Blut,
Dahin sind Frieden und Ehre,
Er stürzt sich hinab in des Stromes Flut,
Und die Flut rollt brausend zum Meere.





Zweites Buch.

Natur und Liebe.



Alpengesänge.

*

Am Alpensee.

Umweht von den reinsten Lüften, steh'
Allein ich am tiefen Alpensee
Und schau' in die klare Tiefe,
Mir ist's, als ob in der tiefen Flut
Der tiefen Gefühle tiefe Glut
In heiligen Träumen schliefe.

Dann schau' ich vom tiefen blauen See
Empor zu dem ewigen Alpenschnee,
Empor zu der höchsten Höhe.
Mir ist's, als ob ich, vom Geiste berührt,
Zu höchsten Höhn der Gedanken entführt,
Dem Erdennebel entflöhe.

Wo so sich das Tiefste dem Höchsten gesellt,
Was Wunder, daß sich mein Blick erhellt
Für höchste und tiefste Gebilde?

Die göttliche Kunst, die der Werderuf
Gewaltiger Meister aus nichts erschuf,
Umweht mich himmlisch und milde

Beethoven und Goethe seh' ich froh
Und Dürer und Michelangelo
Im Geiste die Hände sich drücken:
O majestätische Alpenhöhn!
Ihr füllt, wie die Kunst, mich, ewig schön,
Mit ewigem, reinem Entzücken.



Im Thale.

O stiller Weiler am Alpensee,
Den steile Höhn umkranzen,
Die zackigen Gipfel, der ewige Schnee
Sind deiner Erde Grenzen.

O stiller Weiler am Alpensee,
Wie eng bist du umschrieben!
Dich kümmert nur eine handvoll Weh,
Nur eine handvoll Lieben.

Die Berge siehst du, des Himmels Zelt,
In deinem See sich spiegeln,
Dir ist die übrige weite Welt
Ein Buch mit sieben Siegeln.

Wir andern haben die Welt durchschweift,
Durchforscht mit kühnem Geiste,
Doch was der menschliche Geist begreift,
Nur Tand ist, ach! das meiste.

Denn kennen wir unsere Erde ganz,
Ist's auch für uns zu Ende,
Wie sehnend zu höherer Sonnen Glanz
Auch unser Blick sich wende.

Wir können das eherne Ausgangsthor
Der Erde nicht entriegeln.
Was draußen ist, bleibt uns nach wie vor,
Ein Buch mit sieben Siegeln.

Glückseliger Weiler am Alpensee,
O blühe weltverborgen!
Der weitere Blick schafft weiteres Weh',
Verlor'ne Müh'n und Sorgen.



Alpenglühen.

Sieh! schon ist der Sonne Flammenspur
Hinter weißer Alpen Kamm versunken;
Doch noch glüht die Hochgebirgsnatur,
Von der Strahlenschönheit wonnetrunken!

Sieh! schon liegen auf des Bergsees Flut
Und im Thale graue Dämmerschatten,
Doch es leuchten hell in Purpurglut
Alle Gipfel und die höchsten Matten

Nur ein Wiederschein der Tagespracht,
Die versunken, ist das Alpenglühen,
Doch es läßt mit tiefer Zaubermacht
Schönheitstrunken meine Seele blühen.

Ach! von Angesicht zu Angesicht
Sieht kein Sterblicher die Wahrheit blitzen,
Nur im Abglanz strahlt das Himmelslicht,
Nur im Abglanz von der Menschheit Spitzen.

Ach! der ew'gen Wahrheit eig'nes Sprühn
Würd' uns blenden, blenden oder töten,
Doch ihr Abglanz läßt, wie Alpenglühn,
Uns're Wangen Himmelsfeuer röten



In der Alpenschlucht.

Felsen, starr und braun,
Voller Todesgraun,
Steigen schroff und senkrecht rings empor.
In der finstern Schlucht
Tobt und schäumt mit Wucht
Wild der Bergstrom durch das Felsenthor.

In das öde Thal
Scheint kein Sonnenstrahl,
Keinen Ausweg sieht der blöde Blick.
Alles leer und nackt!
Todesschrecken packt
Den verirrten Wandrer beim Genick.

Lodert launenhaft
Eignen Geistes Kraft
Denn in starrer, toter Felsenbrust?
Kocht die Wasserflut
Denn wie Lebensblut?
Ist der Schlucht, daß sie uns schreckt, bewußt?

Wo der Geist beginnt,
Welcher fühlt und sinnt,
Aufhört toter, träger Masse Schwall, —
Ach! wir wissen's nicht,
Doch im Spiegellicht
Sieht der Menschengeist sich selbst im All.

Und das Menschenherz
Pocht in Angst und Schmerz
Hier im Bann der wilden Felsnatur,
Weil's in Leid und Glück
Selber doch ein Stück
Ist des Alls, des großen, ganzen nur.

Starre, Felsendom!
Donn're, Alpenstrom!
Schlagt das Menschenherz mit Furcht und Pein!
Hielt es sich für groß,
Frei und fessellos,
Fühl' es hier wie arm es ist und klein.

Ach, den Todesgraus,
Hielt es nimmer aus,
Schwäng's nicht hoffend auf sich aus der Kluft.
Sieh, hoch oben blaut,
Wenn auch eng umbaut,
Doch ein Stückchen heller Himmelsluft.



Hinauf!

Hinauf! Hinauf! stets höher hinauf!
Hinauf zu den Alpenzinnen,
Der Erdenqual zu entrinnen!
Schon blitzt tief unten der Ströme Lauf!

Hinauf! Hinauf! stets höher hinauf!
Der Weg wird steiler und steiler,
Tief unten schon leuchten die Weiler
Und funkelt der letzte Kirchturmsknauf!

Hinan! hinan! stets höher hinan!
Schon liegen des Laubwalds Schatten
Und sonnige grüne Matten
Tief unten in wallender Nebel Bann.

Hinan! hinan! stets höher hinan!
Noch immer ist's weit bis zum Gipfel,
Doch wiegen die höchsten Wipfel
Tief unten sich schon im letzten Tann.

Empor! empor! noch höher empor!
Schon schwinden die Alpenrosen,
Schon blickt aus gelblichen Moosen
Weißnickend nur Edelweiß noch hervor.

Empor! empor! noch höher empor!
Schon starren die Felsen im Kreise
In ewigem Schnee und Eise,
Schon deckt die Erde der Wolkenflor.

O Himmel! wie schaurig die Windsbraut brüllt!
Eisfelder und Gletscherspalten!
Der Menschen Sorgen und Walten
Liegt unten, vom Wolkenschleier verhüllt.

O Himmel! die Erde, wie fern, wie fern!
Wie einsam irr' ich, alleine,
So daß ich zu wandeln meine
Verlassen auf einem fremden Stern.

O Himmel! auf fremdem Stern allein,
Wo Pflanzen und Tiere fehlen
Und alle fühlenden Seelen,
Wo eisig sogar ist der Sonnenschein!

O Himmel! des fremden Planetenballs
Geheime Schauer und Schrecken,
Sie wollen zu Boden mich strecken,
Die Schauer und Schrecken des leeren Alls.

O Himmel, laß mich zur Erde zurück,
Zurück zu den irdischen Sorgen!
Dort blüht mir, in Sorgen verborgen,
Vielleicht doch ein stilles, ein menschliches Glück!



Auf dem Gletscher.

Des Adlers Geschrei, des Sturmwinds Toben,
Das Brausen des Bergquells, Rauschen des Sees,
Das Krachen und Donnern des schmelzenden
Schnees, —
Wie mächtig die Klänge des Alls hier oben,
Wie ferne die Stimmen des irdischen Weh's!

Still! keinen Laut von menschlichen Lippen!
O haltet den Weltgeist fromm euch geneigt;
Denn wenn er als Schwindel in's Haupt euch steigt,
So stürzt er hinab euch von Klippen zu Klippen.
Drum haltet den Athem an, lauscht und schweigt!

Es schweigt ja der winzigen Worte Getändel
Auch unter dem festlich erleuchteten Dach,
Wenn Händel erbrausen, Beethoven und Bach,
Doch selbst Beethoven und Bach und Händel
Erklängen hier oben winzig und schwach.

Lawinen donnern und Ströme rauschen,
Und wild, wie des Weltgeists Klagegestöhn,
Heult über die bläulichen Gletscher der Föhn,
Wir halten den Athem an, schweigen und lauschen
Den mächtigen Stimmen der heiligen Höh'n.



In den Wolken.

Ich wollte die Sonnenaufgangsfeier
Belauschen der hehren Alpennatur,
Doch grau umhüllt mich der Wolkenschleier;
Ich sehe die Kiesel des Pfades nur.
So steige, von wallenden Nebeln umflossen,
Beherzt empor ich und unverdrossen.

Wie wehend und wogend die Wolken wallen,
Gleich Riesengeistern, gespenstisch leis!
Sie fallen und steigen, sie steigen und fallen,
Bald aschgrau, bald wie der Märzschnee weiß.
Und wo sich der Schleier ein wenig lüftet,
Seh' nichts ich als Felsen, schroff und zerklüftet.

Doch plötzlich zerreißt er an höherer Stelle,
Da glitzert die Sonne auf leuchtendem Schnee,
So daß ich, geblendet von schmerzlicher Helle,
Des Saumpfads Krümmungen nicht mehr seh'!
Ich hätte mein Leben gelassen hier oben,
Hätt' Nebel mich schnell nicht wieder umwoben.

Und wieder zerteilt sich das Nebelwogen
Ein Abgrund gähnt mir zu Füßen jach;
Ich würde vom Schwindel hinunter gezogen,
Dem Sturze des tosenden Bergstroms nach,
Wenn Wolken nicht plötzlich den Abgrund füllten
Und mild mir die Schrecken der Tiefe verhüllten.

O Himmel, behüt' mich mit freundlicher Gnade
Vor Abgrundstiefen und blendendem Licht!
Umhüll' mir mit Wolken die irdischen Pfade,
Zeig' Wonnen und Schrecken des Lebens mir
nicht!
Daß, frei vom Schwindel und ungeblendet,
Den Pfad ich wandle, den Du mich gesendet!



Beim Suchen.

*

Nachtgedanken.

Riesenerden, Riesensonnen
Wälzen sich am Firmament,
Die der Mensch mit kleinen Augen
Kleine goldne Sterne nennt

Millionen Meilen trennen
Ihre festbegrenzte Bahn,
Nimmer können sie in Liebe
Und in Haß sich nimmer nahn.

Aber hier auf Erden kreuzen
Sich die Wege wunderlich·
Denn die Menschen haben Herzen,
Und die Herzen suchen sich.

Suchen, finden! Qual der Liebe!
Sehnen sonder Unterlaß!
Aus dem Herzen quillt die Liebe;
Doch die Liebe zeugt den Haß.

Hassen, Töten! Blut und Feuer!
Unauslöschlich tobt der Streit,
Daß wir fast den Sternen neiden
Ihrer Bahnen Einsamkeit.

* * *

Doch die Sterne folgen fühllos
Unerforschtem Machtgebot:
Lieber Erdenliebe fühlen
Um den Preis der Erdennot!



Eines Winters Wehe.

Hedwig.

1873.

I.

O weh, nun hab ich's selbst empfunden,
Wie Lieb' und Stolz das Herz verwunden:
Ihr war die Liebe, mein der Stolz.
In ihren Augen stand geschrieben
Ein frommes Lied von süßem Lieben,
Vom Sehnen, das die Seele schmolz.
Auch sagten's alle Basen mir und Muhmen,
Daß nimmer unlieb ich der Holden sei.
Sie war die schönste von des Thales Blumen,
Und wo sie hintrat, lachte mild der Mai.

Nur ich, o Thor, der ich gewesen,
Ich las es, und ich wollt's nicht lesen,
Ob auch mein Herz darob gegrollt.
Nicht wollt' den Lippen sich entwinden
Das Wort mir, welches uns verbinden,
Verbinden uns auf ewig sollt'!
Das „Ewig“ war's, das Wort, vor dem mir bangte,
Weil's ach! von schönen Blumen mancherlei
Auf allen Höhn, in allen Thalern prangte:
Ich wollte frei sein, wie der Buchfink frei.

Da, eines Morgens, war's geschehen:
Ich mußt's mit eignen Augen sehen,
Wie sie mit einem Andern kam.
Der durft' sie herzen, durft' sie küssen,
Ich hätt' vor Scham vergehen müssen,
Hätt' Schmerz getötet nicht die Scham.
Und alle Muhmen zischelten und Basen —
Das war das Unerträglichste dabei —
Sie zischelten, daß ich — es ist zum Rasen —
Daß ich die Ursach' ihres Elends sei.

O weh! nun ist die Welt verwandelt!
Sie, die ich kalt und stolz behandelt,
Muß anthun mir die gleiche Pein
Und ach! je mehr mein Herze blutet,
Je heißer es in Minne flutet!
Der Stolz ist ihr, die Liebe mein!
O fragt mich nicht, warum ich so beklommen
Einhergeh'. Hört ihr nicht der Raben Schrei?
Der Sommer ist vorbei, der Herbst will kommen.
Da kommt von selbst das Trauern an die Reih'.

II.

Weh mir! das Weihnachtsfest ist kommen.
Wen zu bedenken soll mir frommen?
Sie, der ich Alles möchte schenken,
Darf heuer nicht ich mehr bedenken;

Und gäb' all meiner Mühn Gewinn,
Gäb' Alles, was ich hab' und bin,
Gäb' selbst mich ganz, wie gern, wie gern ihr hin!

Wenn's mir nur wie den andren ginge,
Ich glaub', mein Leid schien mir geringe;
Doch daß ich selber mir erkoren
Das Weh, daß ich mein Lieb verloren,
Daß ich durch eignen Stolzes Schuld
Verscherzt für ewig ihre Huld, —
Das trag' ich nicht, — drob reißt mir die Geduld!

Zu spät die Lieb', zu spät die Reue!
Unmöglich wurden Lieb' und Treue,
Unmöglich Büßen und Verzeihen!
Ich darf zur Weihnacht nichts ihr weihen!
Und weil ich ihr nichts weihen kann,
Bedenk' ich weder Weib noch Mann; —
Ich thu' sie alle heuer in den Bann.

Und weil von ihr kein Angebinde
Ich auf dem alten Festtisch finde,
Verschmäh' ich aller Freunde Gaben,
Will Freunde nicht, noch Gaben haben.
Ich wandre fort, weit fort zum Fest,
Wo jeder mich in Frieden läßt,
Der Schwalbe gleich, der sie zerstört das Nest.

III.

Nun liegt der Winter auf den Forsten
Und Schnee liegt auf den Höhn,
Hoch oben, wo die Adler horsten,
Ist's kalt und schön.
Hinauf, hinauf, das heiße Herz
In Eis und Schnee zu kühlen!
Dort oben wird es seinen Schmerz
Vielleicht nicht fühlen.

Hier zwischen schroffen Felsen steh' ich
In meines Herzens Qual,
Und auf die Stadt hinunter seh' ich
In's tiefe Thal.
Ich seh' das Haus, in dem sie ruht
In ihres Herren Armen,
Sie, der ich selbst von Herzen gut.
'sIst zum Erbarmen.

Hellweißer Schnee liegt auf dem Dache;
Sein kalter Glanz ist klug,
Denn drinnen in dem Brautgemache
Ist's heiß genug.
Weh' aber, meines Herzens Weh
Ist vielmal heiß'rer Zunder;
Und selbst des Berges Eis und Schnee
Thut keine Wunder.

Hinauf drum! eisigere Lüfte
Wehn höher, höher noch.
Hinauf, bis in die kältsten Klüfte,
Zum höchsten Joch!
Es muß doch einmal Frost genug
Den Winteräther füllen,
Um mein gequältes Herz mit Fug
In Eis zu hüllen.

IV.

Weiß Gott! nicht gut
Ist mir zu Mut;
Ich mein', das Lachen stand' mir fern.
Und dennoch lach'
Ich laut und jach,
Ich lach' und unterdrückt' es gern.
Denn in den Ohren summt mir plötzlich
Ein alter Ton
Von Lieb' und Hohn;
Und — Gott verzeih's — mir scheint ergötzlich,
Daß Leid, wie meins, besungen schon.

Ich sang und las
Das oft zum Spaß
Und war dabei von Herzen froh;
Doch weh zu thun
Scheint mir es nun,
Da mir's ergangen ebenso

Ja, freilich klingen Liebesschmerzen
Mit hellem Klang
In Sängers Sang;
Doch wer sie selbst erlebt im Herzen,
Vergißt sie nicht sein Leben lang.

Und doch, wer weiß,
Daß Glut und Eis
Ein Lachen plötzlich hat bethaut,
Hat auch vielleicht
Der Lenz erreicht,
Der schon aus allen Blüthen schaut.
Schon lachen blumig-bunt die Fluren,
Schon lacht die Weid'
Im grünen Kleid,
Und alle Erdenkreaturen
Vergessen all' ihr Winterleid.

V.

Jetzt weiß ich, was ich thu',
Da Äpfel blühn und Quitten
Frau Venus will ich bitten,
Die schafft mir wieder Ruh'.
O Venus, Fraue hold,
Der Frühling ist Dir eigen,
Du wirkst in allen Zweigen,
Du webst im Sonnengold;

Und daß die jungen Stiere brüllen
Und Lämmer hupfen auf der Au'
Und froh sich tummeln junge Füllen,
Das Alles ist Dein Werk, viel holde Frau
O Venus, Fraue mein,
Du pflanzest, selbst voll Liebe,
Im Lenz der Liebe Triebe
In alle Wesen ein.
Frau Venus, steh' mir bei!
Du kannst die Herzen lenken,
Daß sie sich Liebe schenken
Voll süßer Raserei.
Sieh! ich nur wandle gramvoll heuer,
Weil mir ein Liebesglanz erblich,
Entzünde Du ein andres Feuer
In meiner Brust, Frau Venus, höre mich!
Weich weht die Maienluft
Und Nachtigallen schmettern,
Von Bluten und von Blättern
Erhebt sich süßer Duft.
Schon zieht in meine Brust
Ein frisches Frühlingsschauern,
Nicht lange kann's mehr dauern,
Dann spür' ich neue Lust
Frau Venus, hör', Du mußt's gewähren!
Schenk' ein geliebtes Wesen mir!
Sonst werd' ich keck Dein selbst begehren,
Sonst komm' ich in den Hörselberg zu Dir!



Marianne.

1874

Wir liebten uns lang', und wir merkten es nicht,
Wir kannten uns allzugründlich.
Wir liebten uns lang', und wir wußten es nicht:
Wir sahn uns ja täglich und stündlich.

Doch als nach der Trennung wir wieder uns sahn —
Du kamst an der Seite des Gatten —
Da wußten wir plötzlich ganz genau,
Wie sehr wir geliebt uns hatten.

Du sahst mir in's Aug', und es trafen Dich
Die Flammen aus seinem Dunkeln;
Ich sah Dir in's Aug', und verstand sofort
Sein seltsam schmerzliches Funkeln.

Doch, bei dem ewgen Himmelslicht,
Ich hasse das Klagen und Flennen.
Die Weltankläger sollen auch jetzt
Mich keinen der ihren nennen.

Die Weltankläger spotten bereits
Langst über des Weltkinds Glauben
Des Weltkinds Glauben an irdische Lust,
Sie möchten ihn langst mir rauben

Ich aber will mich der herrlichen Welt,
Der göttlichen Schönheit erfreuen
Die Künste sollen, die Musen zumal
Den Pfad mir mit Rosen bestreuen

Schön sind die Venusbilder von Stein,
Schön glühend gemalte Bilder
Doch schöner bist Du von Wuchs und Gesicht
Und hoheitsvoller und milder.

So laß mich glauben, es sei'st auch Du
Ein schöner Schein nur, wie jene,
Nach deren Anblick, stillbeglückt,
Ich heiligen Sinns mich sehne



Klotilde.

1875.

I.

Ich liebte die roten Rosen,
Ich liebte den Purpurwein,
Ich liebte die dunklen Rubinen
Und feurigen Nordlichtschein.

Sehnsüchtig schweifte mein Auge
Zum Morgen- und Abendrot;
Ich starrte in glühende Flammen;
Doch litt ich im Herzen Not.

Ich sehnte nach Ruh' mich und Frieden
Vor all der lodernden Glut,
Nach stillem, mildem Glanze,
Wie veilchene Meeresflut.

Da blickt' ich in blaue Wellen,
In's blaue Himmelslicht,
Da pflückt' ich mir Sträuße von Veilchen
Und blauem Vergißmeinnicht.

Doch Meer und Himmel und Veilchen,
Sie brachten nur halb mir das Glück,
Und manchmal sehnt' ich mich heimlich
Nach roten Gluten zurück.

Da trafen mich Deine Augen,
Die glichen den Veilchen sehr:
So hell, wie der blaue Himmel,
So tief, wie das blaue Meer.

Da küßten mich Deine Lippen,
Wie Purpurrosen so rot,
So feurig, wie Wein und Flammen;
Und aus war meine Not.

Was Himmel und Meer und Erde
Mit leuchtendem Farbenglanz
Nur halb mir zu geben vermochten,
Die Liebe giebt es mir ganz.

II.

Blaue Augen, rote Lippen,
Länger fleht ihr mich nicht glühn,
Als die blauen Veilchen duften,
Als die roten Rosen blühn.

Rote Lippen, blaue Augen,
Ach! die Liebe seid ihr nicht,
Wenn zugleich mit warmem Regen
Nicht das Herz zum Herzen spricht.

Rote Lippen, blaue Augen,
Blumen seid ihr auf der Flur:
Andre Monde, andre Blumen!
Und verweht ist eure Spur

Als der Herbst kam stand ich wieder
Einsam in der weiten Welt
Gelbe Blätter sah ich wirbeln
Unter grauem Himmelszelt



Vom Rheine.



An den Rhein.

Nun heb' ich an zu singen,
Von Dir, o alter Rhein,
Und rauschend sollt' es klingen,
Wie Weststurmsmelodein.

Doch ach! so voll von Liedern
Ist über Dir die Luft,
Daß Felsen kaum erwiedern,
Wenn man ein neues ruft.

Doch nimmermehr wird schweigen,
Rhein, Deiner Sänger Chor,
Bis Deine Wellen steigen
Vom Meer zum Fels empor!

Soll mit dem Wind verfliegen
Der Lieder Lieb' und Zorn,
So laß zuvor versiegen,
Rhein, Deiner Reben Born!

O Rhein, bei Deinem Weine
Fühlt jeder eigne Lust,
Und singt er nur die seine,
Hallt's neu aus jeder Brust.

Ach, was ich selbst erfahren,
O Rhein, in Deinem Licht,
Ich säng's in hundert Jahren,
In tausend Liedern nicht.



Sonst und Jetzt.

Hoch über dem Rheine der Burgen Ruinen,
Auf felsigen Höhn von der Sonne beschienen,
Die mächtigen Zeugen der machtigen Zeit!
Hell spiegeln sie wieder in finnenden Mienen
Den heiligen Geist der Vergangenheit!
Doch lasset vergangen Vergangenes sein,
Noch immer glüht es und blüht es am Rhein!
O seht! in den blühenden Hecken
Die blühenden Dörfer und Flecken!

Tief unten am Rande der spiegelnden Wogen
Romanische Dome mit Säulen und Bogen
Und gotische Kirchen, gewaltig getürmt!
Heil wie die Kunst der Zeit, die verflogen,
Wie Orgelbrausen die Seele bestürmt!
Doch lasset vergangen Vergangenes sein,
Noch immer rauscht es und lauscht es am Rhein!
O seht, wie bei festlichen Klängen
Gesellen und Meister sich drängen!

Den Gräbern, die Trümmer und Moose bedecken,
Entwehn uralte Freuden und Schrecken:
Wir sehn im Strom das versunkene Gold,
Wir sehen die Nibelungenrecken

Und stattliche Frauen und Jungfraun hold.
Doch lasset vergangen Vergangenes sein,
Noch immer lebt es und webt es am Rhein!
O seht wie sie freundlich uns grüßen,
Die rheinischen Frauen, die süßen!

Von rebenbewachsenen Hügeln hernieder
Wehn heilige, alte, melodische Lieder,
Und Märchen und Sagen, wie Lindenduft
Rings hallen Gesänge im Echo wieder,
Der Vorzeit Lieder in würziger Luft.
Doch lasset vergangen Vergangenes sein;
Noch immer singt es und klingt es am Rhein!
O horcht, wie von Munde zu Munde
Das Lied forthallt in der Runde!

Die Lurlei oben am Felsengestade,
Die Nixen unten im strömenden Bade:
O Träume, o Schäume, sie wehn und verwehn!
Verjagt von des Dampfschiffs brausendem Rade,
Zerstieben die Elfen, die Nixen, die Feen.
Doch lasset vergangen Vergangenes sein,
Noch immer entzückt und beglückt uns der Rhein!
Erquickende Geister entschweben
Dem duftenden Safte der Reben!



Rheinwellen.

Wild, wie Meereswogenschläge,
Stürzt der Rhein sich durch die Schweiz,
Und in Holland fließt er träge,
Trüb' und traurig, ohne Reiz,
Nur in Deutschlands Wonnegauen
Fließt er reißend, feurig schnell,
Doch wie ein Juwel zu schauen,
Leuchtend und smaragdenhell.

Alle deutschen Herzen schlagen,
Rhein, für Dich, und keines fehlt,
Weil sie kühn zu lieben wagen,
Was als Sehnsucht sie beseelt.
Ach, das Träge und das Wilde
Leben tief im deutschen Blut,
Doch wir sehn im Spiegelbilde
Unser Ziel in Deiner Flut.

Ohne jugendtolles Hadern,
Ohne träges Sinnen muß
Deutsches Blut in deutschen Adern
Fließen wie der deutsche Fluß,
Klar und schnell, wie Deine Wellen
Soll es fließen, deutscher Rhein,
Und zugleich so feurig schwellen,
Wie Dein goldner Feuerwein.



Der Rhein und der Wein.

Der grüne Rhein
Und der goldene Wein,
Die beiden gehören zusammen,
Wie goldne Sonne und Saatenaun,
Wie Rosengärten und schöne Fraun,
Wie Männer und Geistesflammen.

Was wäre der Rhein
Wohl ohne den Wein?
Noch immer ein Herrscher der Ströme!
Doch unter den Herrschern nimmer zugleich
Erzmundschenk, wie im heiligen Reich
Vor alten Zeiten der Böhme.

Was wäre der Wein
Wohl ohne den Rhein?
Noch immer der Sinne Meister!
Doch nimmer der heilige Musenquell,
Der das Herz macht warm und die Augen hell
Und feurig beflügelt die Geister.

Der grüne Rhein
Und der goldene Wein,
Die beiden gehören zusammen,
Wie goldne Sonne und Saatenaun,
Wie Rosengärten und schöne Fraun,
Wie Männer und Geistesflammen.



Am Strome.

Ich lag im rosigen Dämmerschein
Im duftenden Grase am rauschenden Rhein
Und blickte hinab in die Wogen;
Da kam, beschienen vom Abendrot,
Mit Männern und Frauen, ein stattliches Boot
Tief unten vorübergeflogen.

O weh! aus dem Boot tönt Wortegeraus
Und Fluchen und Schelten zu mir herauf;
Dazwischen garstige Lieder!
Erst hört' ich von ferne das wüste Geschrei, —
Dann war's ganz nahe, — nun ist es vorbei; —
Und friedlich und still ist es wieder.

O läg' ich, des seligsten Friedens froh,
Am rauschenden Strome des Lebens so
In goldenen, glücklichen Zeiten!
Und sähe, dem Neide der Menschen entflohn,
Wie hier, den Hader, den Haß und den Hohn
Fern, ferne vorüber mir gleiten!



Niederrheinisches Ruderlied.

D. R.-V.

1882.

In's Boot, in das Boot und die Ruder zur Hand,
Mit den Strudeln herum uns zu schlagen!
Wer immer am Ufer des Rheines nur stand,
Weiß nichts von dem hehren zu sagen
Doch mitten im Strome, benetzt von dem Gischt,
Um die Liebe des Rheines zu ringen,
Hei! wie das den Leib und die Seele erfrischt
Und dem Geist leiht freiere Schwingen
Ruder aus — fertig — legt aus — los —!
Lustig nun wiegt uns des Rheinstroms Schoß.

Was Berge! Was Burgen! Zu höherem Dom
Wölbt hier sich der Himmel und weiter,
Und Abends versinket die Sonn' in den Strom,
Und der Strom schwillt voller und breiter
Ja, freier, in eigener Schönheit, erglänzt
Allhier er im schlichteren Kleide,
Als wo er, von Bergen und Burgen bekränzt,
Sich brüstet im Flittergeschmeide.
Ruder aus — fertig — legt aus — los —!
Seht, wie der Rhein hier so frei ist und groß.

Und gleiten wir glatt auf der spiegelnden Bahn
Einher mit geschmeidigen Schlägen,
So sehen wir schmeichelnde Nixen sich nahn
Und liebend an's Arme sich uns legen
Doch wallen die Wogen und schäumet die Flut,
Als machten uns Geister zu schaffen,
Da schwillt uns der Busen, da wächst uns der Mut,
Da werden die Ruder zu Waffen
Ruder aus — fertig — legt aus — los —!
Mächtig umbraust uns der Wogen Getos!

Auf, gegen den Strom! Ist die Mühe auch heiß,
Macht frisch sie das Blut uns doch wogen,
Hinunter dann gleiten — schon winkt uns der Preis —
Wir von selbst, wie von Schwänen gezogen.
So sehen beim Rudern in rüstigem Thun
Ein Bild wir des menschlichen Lebens:
Erst heißt es zu schaffen, dann heißt es zu ruhn,
Sonst suchen die Ruh' wir vergebens.
Ruder aus — fertig — legt aus — los —!
Schaffen und Ruh'n ist das menschliche Los.



Mein Rheingold.

Ihr preist am Rheine die Dome,
Die Burgen auf Felsenhöh'n,
Ihr findet am rauschenden Strome
Die lachenden Ufer schön;
Und Kunst und Natur im holden Verein,
Ich preise, wie ihr, sie am rauschenden Rhein.

Ihr liebet die Lieder und Sagen
Die duftig umwehen den Rhein,
Ihr schlürfet mit Götterbehagen
Den Nektar ähnlichen Wein,
Und traun, dem Sagen- und Rheinweingold
Ist meine Seele, wie eure, hold

Doch mir hat mehr er, als Reben
Und Kunst und Natur, gewährt,
Mir hat er das ganze Leben
Mit leuchtender Liebe verklärt;
Denn am Gestade des Rheines sproß
Die Liebste mir, die in's Herz ich schloß



Ada.

1877—1883.

*

Sie ist es.

Sie ist es! Jetzt ist's sonnenklar,
Dies ist kein Rausch, wie früh're,
Dies ist zu innig, rein und wahr,
Was ich im Herzen spüre.
Ich fühl' bei ihr zu jeder Frist —
Ach, schmerzlich hatt' ich's sonst vermißt —
Daß alles, was mir heilig ist,
Ich gern mit ihr erführe

Sie ist es, denn ich sehne mich,
Mit ihr im Wald zu gehen,
Wo durch das Laubdach feierlich
Des Himmels Winde wehen.
Ich sehne mich, an ihrer Hand
Zu wandern durch das Alpenland
Und, glückberauscht, am weißen Strand
Des heil'gen Meers zu stehen.

Sie ist es, denn es drängt mich ja,
Ihr **Goethe** vorzulesen;
Bei allen, die ich früher sah,
Ist's nimmer so gewesen.
Und **Dante, Shakespeare, Aeschylos!**
Bei allem, was sich mir erschloß
Und was ich sonst allein genoß,
Muß sie mit mir genesen

Sie ist es; sie muß mit mir ziehn,
Die große Kunst durchschweifen;
Beethovens Donnersymphonien
Werd' ich mit ihr begreifen,
Und **Michelangelo's** Gericht
Und **Rembrandts** Farbenglutgedicht!
Ich mein', an ihrem Augenlicht
Da müsse meines reifen.

Sie ist's! Von ihrer Lippen Hauch
Nur würd' es mich nicht stören,
Den teuren Vater „Vater" auch
Und „Freund" genannt zu hören.
Mit ihr allein von allen Fraun
Könnt' ich, gesammelt, ohne Graun,
Auf lieber Toten Gräber schaun
Und ein Gelübde schwören.

Sie ist es! Jetzt ist's sonnenklar,
Weil, seit ich sie gefunden,
Ich alles, was mir heilig war,
Noch heiliger empfunden.
„Sie ist es“ rauscht des Meeres Bett,
„Sie ist es“ steht am Sternenzelt,
„Sie ist es“ ruft die ganze Welt!
Und mich hält Lieb' umwunden



Ihr Jawort.

Als kühn ich Dich fragte: „Willst mein Du sein?"
Da blicktest Du tief mir in's Herz hinein,
Doch hieltest die Lippen geschlossen Du dicht
Und sprachest — mir bangte — das Jawort nicht.

Als bang ich Dich fragte wiederum,
Du hieltest die Lippen geschlossen und stumm;
Doch glänzte im Auge Dir perlenhell —
War's Furcht? war es Freude? — ein Thränenquell.

Und als ich zum dritten Mal Dich gefragt,
Da hast Du noch immer nicht „ja" gesagt;
Doch küßten geschlossene Lippen da
Mir leis auf die meinen ein liebliches „Ja"!



Ihre Schönheit.

In meiner alten Freunde Kreise
Da sprach man wohl von Deinem Geist;
Vor allem aber fragten leise
Sie alle mich, ob schön Du seist

Und lächelnd mußt' ich ihnen sagen,
Ob schön Du seist, ich wiß' es nicht,
Obgleich, der Schönheit nachzujagen,
Mir Neigung sei und süße Pflicht

Ich war von Deiner Seele Wehen
So mild berauscht, so hold beglückt,
Daß ich vergessen, nachzusehen,
Ob Erdenschönheit auch Dich schmückt.

Doch alle, die Dich kannten, kamen
Und sagten, wie Du schön zu schaun,
Und gaben Dir die Schmeichelnamen
Der allerschönsten Erdenfraun.

So glaub' ich gern denn, was ich höre
Und wiederhor' zu jeder Frist,
Ich glaub' es gar zu gern und schwöre,
Daß Du die allerschönste bist.

Doch wenn ich dann Dich wiederſehe
Und wiederfühle, Herzenskind,
Werd' ich, berauſcht von Deiner Nähe,
Auf's neu' für Deine Schönheit blind

Denn wenn ich mein Gefühl beſchriebe,
Fänd' Schönheit kaum noch Platz darin
Ich fühle nur, daß ich Dich liebe,
Ich weiß nur, daß ich glücklich bin



Blühender Februar.

Es war im kalten Februar,
Als ich mich Dir verlobt.
Die Wintersonne leuchtete klar,
Der Sturm hatt' ausgetobt.

Doch lang noch war die Winternacht,
Die Flur vom Schnee noch weiß;
Der Wintersonne glitzernde Pracht
Schien kalt auf kaltes Eis.

Mein Herz nur spürt der Sonne Kraft,
Von Deinem Hauch umweht:
Schon wallt es von frischem Frühlingssaft
Und wird zum Blumenbeet.

Da sprießen Veilchen schon hervor
Und Krokos, gelb und blau;
Und über dem bunten Frühlingsflor
Liegt heller Morgenthau.

Und plötzlich steigt — wie wunderbar! —
Bethaut von Deinem Hauch,
Rothblühend empor aus der Blumenschar
Ein duftender Rosenstrauch.



Erste Trennung.

I.

Sonst, wenn des Dampfes rascher Flügel
An Stadt und Strom und Thal und Hügel
Mich pfeilgeschwind vorübertrug,
Erschienen lieblich Busch und Quelle
Mir und des Baches Silberwelle,
Die ich erspäht im schnellen Flug.

Doch heut' — o Zaubermacht der Minne!
Wie ausgewechselt meine Sinne!
Welch Wunder ist an mir geschehn!
Heut' hab' ich auch die schönsten Fluren,
An denen wir vorüberfuhren,
Nur halben Blickes angesehn.

Und sonst, am Rastort, schaute sinnig
Ich allen Mädchen, frisch und minnig,
Wie suchend in das Angesicht;
Ich suchte, ob in ihren Zügen
Sie hinter heit'rem Selbstgenügen
Geheime Sehnsucht trügen nicht.

Doch heut', o Liebste, seh' mit Staunen
Die hold'sten Blonden, schönsten Braunen
Ich wie durch einen Nebelflor.
Ich starr' sie an, wie Luftgebilde,
Und schließ' mein Auge. Süß und milde
Schwebt einzig mir Dein Bildniß vor.

II.

Diese Nacht, an fremder Stätte,
Träumte mir, mein Kind, von Dir,
Daß Dem Mund geküßt mich hätte,
Heißgeliebte, träumte mir.

Beim Erwachen mußt' ich lachen,
Weil der Traum mir nichts enthüllt,
Was nicht Tag für Tag im Wachen
Meine Seele süß erfüllt.

Doch, vom Schlaf noch halb umfangen,
Oeffnet' ich die Augen kaum,
Wähnte, voller Dein-Verlangen,
Mich daheim im eig'nen Raum.

Liebend dacht' ich aufzuspringen,
Dachte, einen Veilchenstrauß
Dir zum Morgengruß zu bringen
In's geliebte Nachbarhaus.

Also dacht' ich, halb umwoben
Noch vom Traum und holden Schlaf,
Bis mein Auge, rasch erhoben,
Ach, auf fremde Wände traf.

Schnell in meinem Herzenskummer
Sank in's Kissen ich zurück —
Götter! gebt mir neuen Schlummer
Und im Traum das alte Glück!

III.

Sonst, im fremden städtischen Gewühle,
Sucht' ich Schwärmgenossen mir geschwind;
Denn ich haßte des Alleinseins Schwüle,
Eh' ich Dich gefunden, süßes Kind.

Manche Städte könnten Dir erzählen,
Städte, wo ich kam und ging, wie Wind,
Daß ich schnell im Finden war und Wählen,
Eh' ich Dich gefunden, süßes Kind.

Einsam lieb' ich jetzt in fremden Ländern,
Gegen Jubel taub und Schönheit blind,
Einsam, Dein gedenkend, hinzuschlendern,
Nun ich Dich gefunden, süßes Kind.

IV.

Dem soll ich nicht vergessen,
So schreibst Du, Liebste mein!
Ach! könnt' ich Dein vergessen,
Wie froh hier würd' ich sein.

Ich seh', die Alpen glühen
Im Abendsonnenschein!
Ach! könnt ich Dein vergessen,
Fühlt' hier ich Lust, statt Pein.

Nicht kann ich's wandern lassen,
Vergessen auch nicht Dein,
Drum muß mein nächstes Wandern
Die Hochzeitsreise sein.



Ernste Heimkehr.

Weh! als ich heimkam, hoffnungstrunken,
Fand keine Hoffnung ich erfüllt
Ich fand Dich tief in Gram versunken,
Ich fand Dich tief in Schwarz gehüllt.

Es folgten bange Prüfungsstunden,
Da keiner uns der Götter hold;
Nur un'sre Liebe ward erfunden
An diesem Prüfstein laut'res Gold

Wir meinten schon im Rausch der Wonne,
Daß treue Liebe uns vereint,
Doch fühlten voll der Liebe Sonne
Erst, da zusammen wir geweint.



Verbunden.

Mein bist Du, mein! Dein bin ich, Dein!
Der Priester hat uns verbunden.
Nun muß von dem Harren in banger Pein
Mein sehnendes Herz gesunden.

Mein bist Du, mein! Dein bin ich, Dein!
Wir haben den Gipfel erstiegen
Und sehen die Welt im Sonnenschein
Zu unseren Füßen liegen.

Mein bist Du, mein! Dein bin ich, Dein!
Tief unten die Wolken streichen
Laß blitzen und donnern in's Thal es hinein,
Uns kann kein Wetter erreichen!

Mein bist Du, mein! Dein bin ich, Dein!
Und wenn wir hinunter müssen,
So wollen wir Stütze und Stab uns sein
Und fromm in den Wolken uns küssen.



Am Hardanger Fjord.

(Auf der Hochzeitsreise)

O Nordlandswehen! O Aetherblau!
O klare goldene Sonne!
Darin zu atmen, geliebte Frau,
Mit Dir, o köstliche Wonne!

Zu unseren Häuptern der ewige Schnee,
Hoch über zackigen Schluchten!
Zu unseren Füßen die stöhnende See,
Gefesselt in felsige Buchten!

O horch! wie toset des Gießbachs Strahl
In wildem, melodischen Takte!
O schau! wie stürzen die Gletscher zu Thal,
Blau-leuchtende Eis-Katarakte!

Und hier — wie nahe dem Rande von Eis —
Gesellt sich das Zarte dem Hehren!
Hier blüht es von Erdbeerblüten weiß,
Hier duften die roten Beeren.

Jungfräulich alles und rein und klar,
Fern, fern dem Getümmel der Städte,
Als ob den Ort ein menschliches Par
Zum ersten Male betrate.

Da wird mir so klar und rein zu Mut!
Das weht mir so frisch durch die Sinne!
Das treibt durch die Adern so rasch mein Blut,
Geliebte, wie unsere Minne!

Dir leuchtet im Auge der Himmelsstrahl,
Dir duftet es süß im Gemüte!
Dir küßte ich linde zum ersten Mal
Die knospenden Lippen zur Blüte!

O könnt' ich, Geliebte, mit Dir, mit Dir
Hier ewig, ewig verweilen!
O könnten wir hier, mit den Gletschern hier,
Die ruhige Klarheit teilen!

Doch unser harret ein irdisch Los
Wer weiß es, ob gut, ob böse.
Wir müssen zurück in der Städte Schoß
In wildes Gewirr und Getöse.

Nur eins ist sicher; daß ich und Du
Längst nicht mehr fühlen und denken,
Wenn hier noch immer in klarer Ruh'
Die Gletscher zu Thal sich senken, —

Daß hier noch immer der Abendschein,
Schneekuppen vergoldend, lodert,
Wenn Dein Gebein und mein Gebein
Längst unter der Erde modert.

Was wirst Du so trüb? was fehlt Dir nur?
Komm! laß uns das flüchtige Leben
Hoch über die ewige tote Natur
Auf Schwingen des Geistes erheben!



Herbstgefühl im Lenze.

Goldregen, Äpfel und Flieder
Stehn blühend in duftiger Pracht.
Das sind ja die Tage wieder,
Da sonst sehnsüchtige Lieder
In meinem Herzen erwacht!

Heut' ist mir klarer zu Mute,
Heut' fühl' ich mich mild erwärmt,
Der Lenz lebt tief mir im Blute,
Sie ist ja mein Eigen, die Gute,
Um die ich mich sehnend gehärmt.

Doch muß ich des Herbstes gedenken,
Kaum weiß ich, was es soll,
Der Herbst wird uns wieder beschenken.
Schon seh' ich die Zweige sich senken
Rotwangiger Früchte voll



Schöner Traum.

Ein Ghasel

Mit Dir, Geliebte, ziehn von hinnen — schöner Traum!
Zum Meer fliehn und zu Alpenzinnen — schöner Traum!

Im Weltgewühl von London, Petersburg und Rom
Allein mit Dir, dich selig minnen — schöner Traum!

Von Dir geführt, mitleidig lachen in Paris
Der Eintags-Herzens-Königinnen — schöner Traum!

Durch Dich gefeit, der glüh'nden Schönheit rein und frei
Der schönsten Sevillanerinnen — schöner Traum!

Durch Dich vertieft, in der Alhambra Zauberschloß
Mit Dir Gedankenfäden spinnen — schöner Traum!

Mit Dir Florenz sehn, das von außen die Natur
Geschmückt hat, wie die Kunst von innen — schöner Traum!

Von Moskau's Kreml, von Stambuls Turm, an Dich gelehnt,
Hinabsehn mit entzückten Sinnen — schöner Traum!

Dann aber wieder, auf Athens Akropolis,
Die ernstre Schönheit liebgewinnen: schöner
Traum!

Und wenn durch Schaun gewachsen unser Schönheitsdurst,
Die Pilgerfahrt auf's neu' beginnen: schöner
Traum!

Uns war's kein Traum, uns war es warme
Wirklichkeit,
Doch sahn wir's, ach, wie dich zerrinnen: schöner
Traum!

Wir sind daheim, und in uns ruft es lauter nur,
Wenn wir der Wunder uns besinnen: „Schöner
Traum!"



Je länger je lieber.

Einst pflückt' ich Dir Veilchen im Frühlingslicht
Und einmal — beim Scheiden — Vergißmeinnicht;
Dann wand ich Dir blühende Rosen zum Strauß
Und trug sie Dir blühenden Herzens nach Haus.
Es war in des Lebens Rosenzeit;
Da brannte in glühender Seligkeit
Das Blut uns in jeder Fiber,
Heut' aber bring' ich, Dir ewig hold,
Dir duftendes Geisblattdoldengold.
Es heißt auch „Je länger je lieber."

Je länger, je lieber! schon zehn wir zurück
Auf rollende Jahre im Liebesglück.
Hoch über uns blaute des Himmels Zelt;
Wir zogen hinaus in die leuchtende Welt.
Vom Rheine hinab zum Guadalquivir,
Hinauf an die Newa zog ich mit Dir,
Vom Don zum Ilissos und Tiber.
Dann kehrten zurück wir zum alten Rhein:
Wie warm ist der heimische Sonnenschein!
Ich hab' Dich je länger, je lieber.



Am Nordseestrande.

1882.

*

Wellenrythmen.

Meer, seit Lieder mir entkeimen,
Hob' ich liebend Dich besungen;
Schon in meinen frühsten Reimen
Ist entzückt Dein Lob erklungen.

Hoch im Norden, tief im Süden
Wiegten Deine wilden Wellen
Mich, den Erdenstaubes-müden,
Freiheit-durstigen Gesellen.

Meer, Du bist die Weltenseele,
Weil Du zürnen kannst und kosen;
Und Gesang in meiner Kehle
Ward Dein Schmeicheln, wie Dein Tosen.

Tragen jetzt des Lebens Pfade,
Mir zu stärken Geist und Glieder,
Mich zurück an Dein Gestade,
Mein' ich, sei's genug der Lieder.

Schweigend dacht' an Deiner Größe
Meinen Geist ich zu erfrischen,
Wollte keine Erdenblöße
In des Weltgeists Brausen mischen.

Doch ich suche stummen Träumen
Mich umsonst an Dir zu widmen:
Brandet Deiner Wogen Schäumen
Selber doch wie Sangesrythmen!

Stets im Takte, stets melodisch
Hallt's in meiner Seele wieder,
Und mein Denken wird prosodisch,
Meine Worte werden Lieder.



Ebbe und Flut.

Ebbe und Flut! In gewaltigen Zügen,
Athmet des Meeres wogende Brust
Wird sich in seligem Selbstgenügen
Nimmer der brandenden Wellen bewußt.

Ebbe und Flut! Für die brandenden Wellen
Giebt's kein Rasten und Stillestehn.
Ewiges Sinken und ewiges Schwellen!
Gehen und Kommen! Kommen und Gehn!

Ebbe und Flut! So wechseln beständig
Schwellen und Sinken in menschlicher Brust.
Immer von neuem werden lebendig
Alte Schmerzen nach alter Lust.



Wellenjagd.

Die wallenden Wellen jagen
Wild hintereinander her;
Sie brausen und jubeln und klagen
Weißschäumend über das Meer.

Sie jagen einander und schieben
Sich tosend im salzigen Naß
Die einen, von Liebe getrieben,
Die andern, empört von Haß

Sie treiben es immer schlimmer,
Gedrängt von Wonne und Weh',
Doch sie erreichen sich nimmer
Auf offener, hoher See.

Sie jagen alle dem Lande,
Dem festen Lande zu,
Erst, wo sie sich brechen am Strande,
Da finden sie alle Ruh'.

Da endet ihr Jagen und Wälzen,
Ihr Liebes- und Haßestraum,
Da sinken sie hin und schmelzen,
Zerschmelzen in weißen Schaum.



Rote Muscheln.

Rote Muscheln am Meergestade,
Rote Muscheln im weißen Sand, —
Ach, ich segne die feuchten Pfade,
Wo ich euch suchte, wo ich euch fand.

Ungesucht doch fand ich die meisten,
Gleich den Beeren im Waldgeheg,
Gleich den Freuden am vielbereisten,
Aber steinigen Lebensweg.

Ach wir wandern ja Tag' für Tage,
Wie am Ufer der wilden See,
Zwischen dem Sande der Alltagsplage
Und den Fluten von Herzensweh.

Keinem ist ewige Lust beschieden;
Doch der Emsige ist beglückt,
Der, mit kleinen Gaben zufrieden,
Sich nach den roten Muscheln bückt.

Rote Muscheln am Meergestade,
Rote Muscheln im weißen Sand —
Ach! ich segne die feuchten Pfade,
Wo ich euch suchte, wo ich euch fand.

Meerleuchten.

Heil'ge Sommernacht am Meere,
Dunkle, warme Sommernacht!
In der Finsterniß und Leere
Ahn' ich tiefverborgne Pracht.

Plötzlich hebt sich aus dem feuchten,
Stillen, tiefen Meeresgrund
Weiches, wunderbares Leuchten
Ein Geheimniß thut sich kund.

Jede Kräuselwelle flimmert
Silberblauen Funkentanz,
Und die weite Fläche schimmert
Märchenhaft in eig'nem Glanz.

Was verborgen schien und dunkel,
Ganz von Rätselduft erfüllt,
Hat in mildem Lichtgefunkel
Seine Seele halb enthüllt.

Ja, der Weltenseele Augen
Schau'n mich an mit milder Glut,
Und aus ihren Tiefen saugen
Meine Adern neues Blut.

Armes Herz, hör' auf zu klagen!
Leuchtet selbst des Meeres Schoß,
Mag es plötzlich einmal tagen
Auch im dunklen Menschenlos.

Wart' nur ab die warme Stunde,
Wo der Geist zum Geiste spricht;
Und aus nächtlich finstrem Grunde
Strahlt ein ungeahntes Licht.



In der Düne.

Ich sitz' in weißer Düne
Mit ihr, die mir gehört,
Wir schaun auf's Meer, das grüne,
Das Sturmeswehn empört.

Am Horizont erspähen
Wir manchen hohen Mast,
Und weiße Segel blähen
Sich über schwanker Last.

Wir sehn die Schiffe schaukeln
Im Abenddämmerflor;
Und feuchte Winde gaukeln
Uns bunte Träume vor.

Viel wackre Männer stehen
Auf jedes Schiffes Bord,
Ihr Heimweh wird verwehen,
Zerzaust vom rauhen Nord.

Viel treue Bräute trauern
Daheim im stillen Haus
Und sehn mit Schreckensschauern
Hinaus in's Flutgebraus.

Die Männer aber steuern,
Gewiegt vom morschen Kiel,
Mit frischen Jugendfeuern
Nach gleichem Lebensziel.

Sie wollen Glück erjagen
Im heißen Palmenland
Und fromm nach Haus es tragen
Zur Braut am Heimatstrand.

Ein treues Weib zu minnen
In enger Hütte Raum,
Das ist ihr ganzes Sinnen,
Das ist ihr Lebenstraum.

Wird sie zum Ziele bringen
Der Wellen flücht'ger Schaum?
Wird sie das Meer verschlingen,
Sie selbst und ihren Traum?

O Himmel, laß in Frieden
Heimkehren sie von fern!
Das Glück, das mir beschieden
Ich gönnt' es allen gern!

Ich sitz' in weißer Düne
Mit ihr, die mir gehört;
Wir schaun auf's Meer, das grüne,
Das Sturmeswehn empört.



Am Wracke.

Meer und Sand und Himmel! Sonnig heiter
Lacht der Strand, den weicher Westwind kühlt,
Sieh, da stößt mein Fuß auf schwarze Scheiter,
Die der Herbst-Sturm an das Land gespült.

Sieh! da starren, nah den Uferklippen,
Schon gebleicht vom Sommersonnenbrand,
Eines Wrackes geisterhafte Rippen
Halb hervor aus flücht'gem Dünensand.

Hei, wie wild es über's Meer hin stürmte,
Als die Flut zerschlug das starke Schiff!
Hei, wie himmelhoch der Schwall sich türmte,
Als die Bretterwand zerschellt am Riff.

Beten, Fluchen wie mit Teufelszungen,
Angstgeheul, das herzzerreißend schallt!
Bis das Meer das starke Schiff verschlungen,
Bis der letzte Todesschrei verhallt.

Ruhig rollen Sonn' und Sterne weiter,
Rasch verweht die Einzelqual im All,
Sieh! bald spült hinweg die letzten Scheiter
Der erneuten Brandung Wogenschwall.

Doch die lebenden Geschlechter kümmern
Um das eigne Wohl und Weh sich nur.
Heute freu'n wir in des Schiffes Trümmern
Uns des Sonntagsfriedens der Natur.



Leuchtfeuer.

Undurchdringliche, schwarze Nacht
Ruht auf des Meeres Wellen,
Die, wie des dunklen Schicksals Macht,
Dunkel das Ufer umschwellen.

Nur auf des Vorgebirges Grat
Schimmert des Leuchtturms Feuer,
Führt dem Schiffer, der einsam naht,
Sicher zum Hafen das Steuer.

Aber nur spärlich hat Menschenhand
Leuchten bestellt am Gestade,
Finster dehnen von Land zu Land
Nachts sich die feuchten Pfade.

Hier und dort nur, am Rande der Bahn,
Leuchtender Lichter Gefunkel!
Rings der unendliche Ozean,
Schaurig umhüllt vom Dunkel!

Also auf dunkelem Lebensmeer
Schwankt der Sterblichen Wissen
Durch des Daseins Rätsel einher,
Ringend mit Finsternissen.

Hier und dort nur hat Menschenwitz
Ganz am Rande der Wellen
Lichter entflammt, die mit flüchtigem Blitz
Kleine Strecken erhellen.

Hier und dort nur ein leuchtendes Wort!
Winzige, flackernde Flammen!
Über den Kern schlägt fort und fort
Nächtiges Dunkel zusammen.



Strandidyll.

O könnt' ich allen Wissenstand
Den Wellen übergeben
Und hier am stillen Meeresstrand
In sel'ger Unschuld leben!

O könnt' ich, wie der Fischer nur,
Den dort die Wogen wiegen,
An's Mutterherz mich der Natur,
Das heilig-große schmiegen!

Des Zweifels Pein, des Wissens Leid
Sind ewig ihm verschlossen;
Der Menschen bitterböser Neid
Hat nimmer ihn verdrossen.

Und wenn ihn Sturm und Wellenbraus
Vom hohen Meer verscheuchten,
Bleibt bei der Liebsten er zu Haus,
Wo Lieb' und Lust ihm leuchten.

O könnt' ich allen Wissenstand
Den Wellen übergeben
Und hier am stillen Meeresstrand
In sel'ger Unschuld leben!



Sturm und Stille.

Raset, Wolken, raset!
Blaset, Winde, blaset,
Wie am Weltgericht!
Laßt, empört von Stürmen,
Hoch die Flut sich türmen!
Ewig dauert's nicht.

An der Stürme Stätte
Bange Spiegelglätte!
Heiße Sonnenglut!
Nur Geduld! Bald kräuselt,
Leicht vom West umsäuselt,
Sich aufs neu' die Flut.

Herz! Du darfst dich trösten!
Sturm und Stille stoßten
Furcht Dir ein geschwind,
Aber in der Regel
Schwellt die weißen Segel
Frisch ein guter Wind.





Drittes Buch.

Kunst und Leben.



Sonette.

Michelangelo.

(Zu seinem 400. Geburtstag)

1875.

I.

Vierhundert Jahre! wie viel Schönheit sehen
Sie aufblühn und verblühen, unbetrauert,
Wie viel, von kurzem Beifallssturm umschauert,
Gleich leichter Spren zerstieben und verwehen!

Selbst was Apelles schuf, mußt' untergehen,
Was Phidias mit Marmor fest ummauert!
Nichts dauert ewig, aber lange dauert,
Was göttlich ist, weil's menschlich zu verstehen

So, Michelangelo, gewaltger Meister,
Bist Du mit Deinen viermalhundert Jahren
Ein Jungling noch an unverwelktem Ruhme.

Denn was Du schufst, erzeugt im Reich der Geister,
Geboren doch mit menschlichem Gebahren,
Der Menschheit schenktest Du's zum Eigentume!

II.

Welch Zauber-Dämmerlicht in der Kapelle,
In welcher über Marmorsarkophagen
Der Mediceerfürsten Bilder ragen —
Ein Dämmerlicht, durchflammt von Geisteshelle!

Gab ihnen Anspruch auf die heil'ge Schwelle,
Was Gutes sie vollbracht in ihren Tagen?
Wie, oder strahlen sie, aus Stein geschlagen,
Nur kunstverklärt so hell von dieser Stelle?

Was die Geschichte von dem Par verkündigt,
Ist nimmer fromm, ist nimmer edel freilich;
Doch ihre Schönheit macht die Herzen pochen

Wie viel sie vor Jahrhunderten gesündigt, —
Die Kunst, die Seligmacherin, spricht heilig;
Und heilig hat sie diese längst gesprochen.

— —

III.

Es ist kein Weib zu liebendem Umfangen,
Die Nacht, die er aus Marmor ausgehauen,
Es ist kein Ideal holdsel'ger Frauen
Mit Lilienarmen und mit Rosenwangen.

Es ist auch keine Nacht, die Gluiverlangen
In uns erregt, so weich und mild zu schauen:
Es ist die Nacht voll stiller, dunkler Grauen,
Geheimnisvoll und tief, voll Lust und Bangen.

Was solche Nacht an göttlichen Gedanken
Und Welterloser Traumen birgt im Schoße,
Gelang es hier, im Marmor auszuprägen.

So fallen vor der Kunst die ird'schen Schranken,
So weiß der Künstler die Natur, die große,
Besiegt zu Füßen größrer Kunst zu legen.

IV.

Ja, wo die Kunst, die aus dem Geist geboren,
Mit Schwanenflügeln schwebet durchs Gefilde,
Da neigt Natur vor ihrem Spiegelbilde
Sich freudig selbst und lauscht mit gläub'gen Ohren.

Nicht, daß, wer sich die Kunst zur Braut erkoren,
Führ' Undank gegen die Natur im Schilde,
Von ihr, der Mutter, die so reich, wie milde,
Geht in der Kunst auch kein Atom verloren.

Der Menschengeist, dem alle Kunst entstammte,
Ist ja ein Teil nur der Natur, der mächt'gen,
Ein Teil jedoch, den Fesseln nicht umwunden.

Drum kann er, was an Schönheit in ihm flammte,
Zu Bildern neu gestalten, wunderprächt'gen,
Die an die Erdenscholle nicht gebunden.

— —

V.

Wie herrlich sie entlang stehn an den Wänden
Des hohen Saals, des Meisters Prachtgestalten,
Die, tieferregt von geistigen Gewalten,
Durch hellen Marmorglanz das Auge blenden.

Doch scheinen, unvollendet von den Händen
Des Meisters, sie den Atem anzuhalten,
Als harrten auf die Rückkehr sie des Alten,
Als müßt' er kommen, um sie zu vollenden.

Sag' Buonarroti, hast Du Deine Werke
Nur deshalb unvollendet stehen lassen,
Weil allzudrängend der Gedanken Fülle?

Wie, oder scheun Dir, daß mit ganzer Stärke
Der Schmerz uns Nachgeborne müsse fassen,
Der Schmerz, daß sterblich war auch Deine Hülle?

VI

Lebst, Meister, Du in hell'ren, höh'ren Sphären
Und schaust herab auf unsre Erdenzonen
Und lächelst unsrer späten Lorbeerkronen,
Und fragst, wie lange noch Dein Ruhm mag
wahren?

Wie, oder sind es abgethane Mähren,
Was man erzählt von Himmelsregionen,
In denen Abgeschiedne selig wohnen,
Von Thaten, welche nach dem Tod verklären?

So fragen Thoren! doch wir alle wissen,
Wie Du lebendig weiterwirkst auf Erden,
Noch Söhne zeugst, noch schaffst das Ewigschöne.

Denn alle Jünger, welche, fortgerissen
Von Deiner Größe, große Künstler werden,
Sind Deines Geistes jüngstgeborne Söhne.

VII.

Einsame Steige, die zum Gipfel führen,
Warst Du Dein Leben lang gewohnt zu gehen,
Die Winde, die um Felsenstirnen wehen,
Sie wehten, Deines Geistes Glut zu schüren.

Wenn meine Stirn nun Bergeswinde rühren,
Wenn meine Augen Gletscherwände sehen,
So mein' ich, Meister, erst Dich zu verstehen.
Und Deiner Größe Nähe zu verspüren,

Im Hochgebirg auf schwarzer Wetterwolke
Erscheint Dein Moses, hehr und majestätisch,
Ein Held, wie nur Dein Geist ihn konnt ersinnen:

Mit Donnerstimme spricht er zu dem Volke
Und zeugt, halb urteilsprechend, halb prophetisch,
Von Geistesallmacht über Lustbeginnen

———

VIII.

Hört ihr der Engel furchtbare Trompeten?
Seht ihr die Toten aus den Gräbern steigen?
Das ist der Tag, zu spät, sein Haupt zu neigen,
Zu spät zum Fluchen und zu spät zum Beten!

Ein Schreckbild, wähnt' ich, voller Brandraketen
Aus Höllenschlünden, würd' das Bild uns zeigen, —
Und seh bewundernd einen stolzen Reigen
Gewalt'ger Helden mir entgegentreten

Die Pfaffen sahn die menschlich hehre Größe
Des Weltgerichtsbilds mit entsetztem Staunen
Und legten Kleider um der Seelen Blöße.

Entstellt ist so das Bild durch Priesterlaunen;
Doch scheinen des Gerichts Trompetenstöße
Drum auch der Narrheit Urteil zu posaunen.

IX.

Nur wo zum Himmelsdom hinauf ich schaute,
Dem hochgewölbten, dacht' ich zu verehren;
Statt aller Messen, sollten mich belehren
Nur der Natur geheiligt-fromme Laute.

Doch als im Dom, den Buonarroti baute,
Zur Kuppel ich emporgeblickt, der hehren,
Fühlt' meinen Geist ich sich zur Andacht kehren,
Daß kaum der Wahrheit des Gefühls ich traute.

Denn, wie der Himmel, wölbt des Petersdomes
Gewalt'ge Kuppel sich, und ernst erquicken
Das Aug' die Formen, wie Musik die Seele.

Wenn jetzt ich, fern dem Strand des Tiberstromes,
Gen Himmel schau' mit andachtsvollen Blicken,
Ist's oft mir, als ob jener Bau mir fehle.

X.

Wie wirst, o Meister, würdigst Du erhoben?
Soll ich den Maler mit dem Kranze schmücken?
Den Dichterlorbeer auf die Stirn Dir drücken?
Als Bildner Dich, als Baumeisterschöpfer loben?

In allem strahlst Du, wie ein Licht von oben,
Unnahbar göttlich-groß in allen Stücken!
Und nimmer wird es den Zergliedrern glücken,
Zu trennen, was zum Ganzen fest verwoben.

Vielkräftig bist Du, wie das Licht der Sonne
Aus vielen Farben hell sich flicht zusammen
Zu einem Ganzen wundervollen Glanzes.

Und jede Farbe glüht in eigner Wonne.
Doch volles Leben strömt in heißen Flammen
Der goldnen Sonne Licht nur aus als Ganzes.

Lebensstudien.

1870.

I.

Was schmäht Ihr mich, daß ich von Ort zu Orte
Gewandert bin in meinen jungen Jahren,
Und jetzt, ein Mann, der mancherlei erfahren,
Noch immer nicht gebettet bin im Porte?

Sich selber treu sein — es sind leere Worte,
Wenn Ihr sie nehmt von äußerem Gebahren,
Es kann sich selbst die Treue auch bewahren,
Wer angeklopft hat fast an jeder Pforte.

Vom Wogenschwall des Lebensmeers ergriffen,
Heut' Fischer sein auf wüstem Felseneiland,
Als Forscher morgen durch die Weltstadt wandeln —

Und stets doch nach dem einen Ziele schiffen
Des Menschentumes, die Natur zum Heiland,
Das nenn' ich treu dem tiefsten Innern handeln.

II.

Du mußt, ein Mann, in Abgrundstiefen schauen,
Du darfst vor keiner Leidenschaft erbleichen,
Vor keinem Fluche darfst zurück Du weichen,
Vor keinem Seelenelend darf Dir grauen

Misch' unter schlechte Männer Dich und Frauen,
Prag' tief in's Hirn Dir der Gemeinheit Zeichen:
Hält man Dich dann einmal für ihres Gleichen,
So wächst Dir dadurch Kraft und Selbstvertrauen.

Nah an den Abgrund darfst Du kühn Dich stellen,
Nah an den Abgrund, aber frei von Schwindel;
Denn jäh zum Tode würd' ein Sturz Dich betten.

Steh' fest! Der Blick wird Deinen Geist erhellen,
Mit tiefem Ekel füllt Dich das Gesindel,
Und Deiner Seele Reinheit wirst Du retten

III.

O daß mich Schwingen trügen, wie ich wollte,
Empor zum Licht, zur Welt- und Gottes-Einheit,
O daß ein Urstrom heller Geistes-Reinheit
Erquickend meinem Pfad zur Seite rollte!

O daß ich allem Erdentande grollte
Und, frei vom Banne jeder Seelenkleinheit,
Frei von der Furcht vor Pfeilen der Gemeinheit,
Mein ganzes Leben Ewigem nur zollte!

Empor, empor! im Ringen wird's gelingen
Der Erdenstaub, des Niedrigen Berührung
Erhöht die Sehnsucht nur nach Licht und Klarheit

Schon fühl' ich's meinem Geiste wachsen
Schwingen,
Schon trägt empor mich unter Götterführung
Mein alter Wahlspruch „Freiheit, Schönheit,
Wahrheit!"



Heidelberg.

1872.

I.

Alt-Heidelberg, in ewigjungem Glanze,
Wie Meer und Alpen, strahlst Du mir entgegen,
So oft auf vielverschlung'nen Lebenswegen
Ich heimgekehrt zum Neckar-Wellen-Tanze.

Die Wissenschaften im Olivenkranze!
Im alten Schloß der Kunst geheiligt Regen!
Rings Wald und Flur im reichsten Blütensegen!
Ich kenn' es längst, — doch neu ist stets das Ganze.

Denn einzeln hab' ich's mancherwärts gefunden,
Was hier einherschwebt in vereintem Fluge
Und fröhlich an einander scheint zu glauben.

Natur und Kunst sind innig hier verbunden;
Und selbst die Wissenschaft, die ernste, kluge,
Mischt in den Oelkranz lächelnd reife Trauben.

II.

In Heidelberger Schloßhofstille mischen
Sich die Gefühle wunderbar verschlungen,
Von stolzer Lust ist meine Brust durchdrungen,
Doch mischt sich Scham und stolzer Zorn dazwischen.

Die Lust, weil deutschem Land, dem jugendfrischen,
Ein Wunderbau, wie dieser, einst entsprungen,
Der Zorn, weil es dem alten Feind gelungen,
Den Bau zu sprengen, dem verräterischen.

Schaut, stolze Trümmer, weithin bis zum Rheine,
Als Wacht am Rhein ein Sporn dem Vaterlande
Zum Wettkampf mit den alten Herrlichkeiten;

Doch auch ein Sporn zum Schutz- und Trutz-Vereine,
Auf daß die alte, kaum getilgte Schande
Getilgt nun sei und bleib' für alle Zeiten!



Aus dem Schwarzwald.

An Dr. G. Waltz in Heidelberg.

1873.

I.

Hier zwischen Felsen unter schwarzen Tannen,
Die süße Ruh' dem einsam Fremden schenken,
Dacht' ich der großen Toten nur zu denken,
Der großen Zeiten nur, die längst verrannen

Doch Geister können Geister nicht verbannen,
In Lethe nicht die Lebenden versenken;
Leis über Berge, Thäler, Ströme lenken
Den Weg zu uns sie, die wir lieb gewannen.

So, Freund, bist Du mir täglich hier erschienen;
Ich aber that, als ob ich Dich nicht sähe,
Um ungeteilt der Wissenschaft zu dienen.

Heut' aber kommst Du wieder in die Nähe,
Und heute sah' ich's gleich an Deinen Mienen,
Daß dieses Mal ich nicht Dir widerstehe

II.

O Einsamkeit, o stiller, heil'ger Frieden
Im dunklen Tann am Rand des Wasserfalles!
Wie rauscht Natur so zaubervollen Schalles
Die schönste Melodie, die's giebt hinieden!

Von allem Tand der Erde abgeschieden,
Tritt vor die Seele mir noch einmal Alles,
Was einst mir heilig schien und hehren Halles
Und was ich längst vergessen und gemieden.

Und was ich nie gemieden und vergessen,
Erscheint verklärt mir, schöner durch die Ferne.
Auch unsre Freundschaft seh' ich unverschleiert.

Wie lieb Du mir, hier kann ich's ganz ermessen!
Dir dieses schreibend, folg' ich meinem Sterne,
Und geistig wird ein Wiedersehn gefeiert.



Trost.

Warum uns bitt're Schmerzen überkommen?
Wir klopfen an und fragen, fragen, fragen!
Doch niemand öffnet, Antwort uns zu sagen;
Von keinem wird der Alp uns abgenommen.

Ist unsre Brust von Schmerzensglut durchglommen,
So oder so, wir müssen's eben tragen,
Ob zähneknirschend, ob mit lautem Klagen,
Ob in Geduld und Demut, uns zum Frommen.

Doch möglich ist es auch, die Glut zu kühlen,
Sie zwingend, uns zu dienen. „Uns zu dienen?
O Hirngespinst, gewebt aus goldnen Worten!“

Mag sein! Doch Worte trösten, Willst Du's fühlen,
So bitte, wenn Dein Schmerzenstag erschienen,
Um Einlaß an der Dichtkunst hellen Pforten.



Die Musik.

Die Pflicht, zu denken, grübeln, überlegen,
Der Staubgebor'nen Götterangebinde,
Verstrickt mich, bis ich keinen Ausweg finde,
In dornenvollen Labyrinthgehegen.

Da kommt mir freundlich die Musik entgegen,
Faßt liebreich des Verirrten Hand und linde,
Und führt hinaus mich aus dem Irrgewinde
Auf heiliger Empfindung Blumenwegen.

Sie kränzt den Geist mit duft'gen Blüthenranken,
Bis ihm Vergessenheit zu Teil geworden
Und süß er schlummert unter Märchenbäumen

Sie löst die Dissonanzen der Gedanken
Harmonisch auf in klaren Schlußaccorden,
Bis alles Fühlen ist und Schaun und Träumen.



„Gewissensfreiheit!“

1875.

„Gewissensfreiheit!“ Trau' ich meinen Ohren?
Der Menschheit köstlich Kleinod keck begehren
Sie, die, gezwungen, glauben und verehren,
Was ihnen Rom zum Heils-Panier erkoren?

Sie klagen, daß das Paradies verloren,
Das Erdenparadies der freien Lehren,
Sie, die der freien Luft den Rücken kehren
Und Treue dumpfer Geisteshaft geschworen?

Gewissensfreiheit in der Knechtschaft Namen.
Ein brennend Eis! gefror'ne Feuersgluten!
Am Nordpol Hesperidengärten-Wonne!

Sehn jetzt die Blinden? tanzen jetzt die Lahmen?
Sind süß geworden bittre Meeresfluten?
Scheint in der Winter-Mitternacht die Sonne?



„Hepp! Hepp!“

1880.

„Hepp, hepp!“ was war das? halbverschollne Lieder,
Die höhnend sich von Stadt zu Stadt verbreiten,
Hör' ich durch meine Morgenträume gleiten,
Und schon im Traume drückt die Schmach mich
nieder

„Hepp, hepp!“ kein Traum! Ich hör' den Ruf
schon wieder.
Den Schatten längst verweht geglaubter Zeiten
Seh' ich gespenstisch über Deutschland schreiten
Und jäher Schrecken lähmet meine Glieder.

Ich war so stolz auf's neunzehnte Jahrhundert,
War über Deutschlands Größe voller Freude,
Und muß nun Stolz und Freude fahren lassen

Das Sonnenlicht war Trug, das ich bewundert
Nur blinder Kreislauf herrscht im Weltgebäude,
Und ewig werden sich die Menschen hassen



Zur Erinnerung an Alfred Woltmann.

1880.

I.

So früh! So früh! Wir können es nicht fassen.
Sind fürs Geschick, auf daß es Thorheit kröne,
Die Wahrheit denn und Schönheit leere Töne,
Daß uns so früh ihr Priester mußte lassen?

Wie? Oder mußten ihn die Götter hassen,
Weil er das Feuer stahl für Erdensöhne,
Weil er durchs Wahre und durchs Ewigschöne
Erlösen half die staubgebornen Massen?

Wer weiß es? Eins nur kann uns leise trösten:
So rastlos schuf er, ohne je zu feiern,
So redlich focht für Schönheit er und Wahrheit,

Daß für die Schar der durch die Kunst erlösten
Unsterblich mit Aposteln und Befreiern
Er weiter lebt und wirkt im Reich der Klarheit.

II.

Den Rock des Kriegers hast Du nicht getragen,
Als Deutschlands Heer im Osten und im Westen
Im Sturm erobert trutz'ge Feindesvesten
Und siegreich manche blut'ge Schlacht geschlagen.

Und dennoch wird man noch in späten Tagen
Bei deutschen Ruhmes, deutschen Ehrenfesten
Auch deinen Namen nennen mit den besten
Der Recken, die im offnen Felde lagen.

Die Lebensfluten, die der Kunst entströmen,
Der deutschen Kunst, hast wider welsche Dünste
Du kühn beschirmt, daß klar und frei sie wallen.

Wie jene, hast im Elsaß und in Böhmen
Für Deutschlands Ruhm, den schönen Ruhm der Künste,
Auch du gekämpft — und bist im Sieg gefallen.



Nachruf.

1881

Ein Mann der That! Im Handelsweltverkehre
Der besten einer, wie in Amt und Würden,
Er trug zu Hause willig alle Bürden,
Doch seine Flagge trugen alle Meere.

Ein Mann der That! zugleich ein Mann der Ehre,
Die Fürsten ihm und Ritter neiden würden,
Sein Banner trug zu ferner Wilden Hürden
Der Menschlichkeit und der Gesittung Lehre.

Ein Mann wie Gold, ganz ohne Falsch erfunden;
Der Selbstsucht Feind, der feilen Heuchler Schrecken,
Der Waisen Tröster und der Wittwen Rater!

Sein Tod schlägt viele hundert Herzenswunden,
Mich aber will das Weh zu Boden strecken,
Denn, ach, der vielgeliebte war mein Vater



In heimischen Formen.



Im Tempel der Schönheit.

Als Freistatt ragt ein Bau gen Himmel,
Entrückt dem Staub und dem Gewimmel,
Der wilden, schätzedurst'gen Zeit;
Auf seinem Fries in hellen Lettern
Trotzt diese Inschrift allen Wettern:
Der Schönheit und der Kunst geweiht!

O wohl den edlen Geistern allen,
Die in des Schönheitstempels Hallen
Gefunden stillen Zufluchtsort!
Doch wehe, wenn mit wildem Schreien
Der Haß und Hader der Parteien
Auch hier begehrt das wüste Wort!

O laßt den Zwist, o laßt das Hadern!
In aller Kunstgenossen Adern
Rollt Götterblut, das stammverwandt
Hier geb' es Neider nicht noch Feinde,
Die schönheitsgläubige Gemeinde
Umschlinge gleicher Liebe Band!



Musengunst.

Glückseliger Mann, wen der Musen Gunst
Erhob in die Reih'n der Erkor'nen;
Hoch über der Erde Staub und Dunst
Verkehrt er im Reiche der tönenden Kunst
Mit Göttern und Göttergebor'nen.

Schön sind in blühender Jugendpracht,
Schön sind die irdischen Weiber
Die süßen Gesichter, der Mund, der lacht,
Der leuchtenden Augen Zaubermacht
Und ihre schneeigen Leiber.

Doch Schöne und Jugendkraft verblühn,
Wie Rosen am Ende des Jahres.
Da hilft kein Sorgen, da hilft kein Mühn.
Die Gluten verglühn und die Flammen versprühn
Beim ersten Bleichen des Haares.

Die Musen nur bleiben ewig jung,
Wenn irdische Wonnen zerstieben.
Sie füllen den Geist uns mit Glut und Schwung;
Wir können mit Jugendbegeisterung
Sie ewig, die herrlichen, lieben.

Glückseliger Mann, wen die Musen geweiht,
Wem Lieder die Lippen umwoben,
Mag kommen, was will er ist gefeit,
Ist über den Raum und über die Zeit
Zu Göttern emporgehoben.



Eritis sicut Deus.

Eh' sie vom Baume der Erkenntnis aßen,
Hei, wie sie unschuldsel'gen Blicks sich maßen:
Eins in des Andern Schönheit ganz versunken,
Eins von des Andern Schönheit wonnetrunken!

Doch weh! da kam die Schuld, und sie erkannten,
Daß nackt war, was sie schön und lieblich nannten
Da kam die Scham, und mit der Scham die Mode,
Die uns in Flitter einhüllt noch im Tode.

Vergebens sucht in Häusern nun und Auen
Der Blick die Menschenschönheit rein zu schauen,
Und trifft durch Zufall er enthüllte Glieder,
So sinkt erschreckt er und betroffen nieder.

Denn seit die Glieder Flitterhüllen tragen,
Ist ihre Pracht in Fesseln auch geschlagen,
Drum sieht man, sprengen einmal sie die Bande,
Nur Armut, und die Armut gilt für Schande.

Doch flehn um Schönheit noch die Erdensöhne
Und glauben heimlich noch an Menschen-Schöne
Und ringen, ohne Liebespein und Grauen
Der unverhüllten Leiber Glanz zu schauen.

Sieh! Plötzlich lebt's und leuchtet's allerorten,
Mit Meißeln und mit Pinseln folgt's den Worten,
Rasch steht bereit die edle Schar von Streitern,
Den engen Kreis des Daseins zu erweitern

Praxiteles! . . Die Meißelschläge schallen,
Des hellen Marmors harte Hüllen fallen,
Und herrlich in des Ebenmaßes Fülle
Hebt reinste Formenpracht sich aus der Hülle.

Apelles! . . . . Wie, umspielt von Sonnenhauchen,
Die Pinsel sich in Farbengluten tauchen!
Wie weich die Farben in einander fließen,
Und aus der Fläche schöne Formen sprießen!

Die Schuld ist ausgetilgt, die That gelungen
Den alten Meistern folgen kühn die jungen
O Michelangelo, zu welcher Größe
Erhebst Du mächt'ger Leiber reine Blöße!

Die Unschuld kehrt zurück. Die Erdendünste
Verwehn im Heiligtum der freien Künste,
Die Schönheit, für die Wirklichkeit verloren,
In höh'rer Wahrheit strahlt sie neugeboren.



Ein Abschied.

1872.

Noch einmal an der ehr'nen Schwelle,
An strenger Pflichten ernstem Thor,
Trug mich zu warmer Sonnenhelle
Ein kurzer Jugendtraum empor

Noch einmal hat mit Götterfunken
Das Burschenleben mich erwärmt,
Noch einmal hab' ich mitgetrunken
Und mitgesungen, mitgeschwärmt

Noch einmal hat mich hold umwunden
Der Jugendfreundschaft Rosenband,
Das, Freund, sich, da ich Dich gefunden
Mir weich um Herz und Seele wand

Weshalb? wodurch? ach, das sind Fragen,
Auf die es keine Antwort giebt,
Genug, wir haben uns vertragen,
Wir haben herzlich uns geliebt.

Jetzt heißt es Auseinandergehen!
Mir ist nicht leicht zu Mut und froh;
Wer weiß, ob wir uns wiedersehen?
Und keiner kennt das Wann und Wo

Vielleicht daß wir nach grauen Jahren,
Wenn unsrer Freuden Stern erblich,
Desselben Wegs zufällig fahren,
Philister Du, Philister ich

Von andern Banden dann umwunden
Und voll zufrieden mit dem Tausch,
Gedenken lächelnd wir der Stunden,
Die wie geweiht dem Jugendrausch.

Und doch! Ich fühl's: dies frische Leben,
Das uns vereint hat lieb und hold,
In unsre Zukunft muß es weben
Mit hellen Fäden lautres Gold.

Ich fühl's: wer so wie wir gesprochen,
Und wie gesprochen, so gethan,
Dem kann das Siechtum wohl den Knochen,
Doch Siechtum nicht der Seele nahn.

Versprich drum, wenn mit feinen Ränken
Das Leben nach dem Geist uns strebt,
Der schönen Stunden zu gedenken,
Die wir gemeinsam durchgelebt.



Am dreißigsten Geburtstag.

1874.

Das waren schöne, goldne Tage,
Die wir verlebt im Burschenrausch.
Sie sind dahin; doch keine Klage!
Wer legt die Freuden auf die Wage?
Rausch gegen Rausch ist holder Tausch.

Noch glühn, wie einst, uns reife Trauben,
Noch blühn, wie einst, uns Rosen rot.
Die Jahre können uns nicht rauben
An Lieb' und Wein den schönen Glauben,
Dem Freude heiligstes Gebot.

Und wenn wir nicht, wie damals, tollen,
Wenn schönes Maß uns nicht mehr kränkt, —
Wie schöpfen heut' sie aus dem Vollen,
Die einst dem Rausche nur entquollen,
Die Freuden, die uns ganz getränkt.

Die Freuden göttlicher Gedanken,
Den Rausch der heil'gen Schaffenslust!
In klaren, selbstgezog'nen Schranken
Glüht, das wir einst im Weine tranken,
Das Feuer jetzt in uns'rer Brust.

Wir sind beständiger und treuer,
Zu schaffen dünkt uns Lust und Ruhm.
O Schaffensrausch, o männlich Feuer!
Wir schmähn noch heut', doch schmähn wir heuer
Das geistige Philistertum.

Und was dahin schien und verloren,
Wird herrlich als Erinnerung
In unsrem Geiste neu geboren
Und jubelnd zum Panier erkoren
Und hält uns ewig frisch und jung

Ergreift den Becher! Herrlich funkelt
In ihm, wie einst, der goldne Wein
Was Aberwitz auch murrt und munkelt,
Was Aberglauben auch verdunkelt: —
Es ist doch schön, ein Mensch zu sein!



Einem pessimistischen Freunde.

1874.

Du sagst, o Freund: Wir sind zur Qual geboren.
Ich sag': Es ist doch schön, ein Mensch zu sein.
Ich lasse Dir den Wahn, dem Du geschworen,
So laß auch mir den Wahn, den ich erkoren!
Denn Wahn ist beides, und Beweis ist Schein.

Wahr ists. Im Elend schmachten Millionen
Und fluchen dem Geschick, das sie gebar,
Doch daß in hundert Länder aller Zonen
Auch Millionen frei und selig wohnen,
Das, teurer Freund, das ist nicht minder wahr.

Wahr ist's: Das Glück hat seine Auserwählten.
Für Dich und mich, Freund, giebst Du selbst es zu,
Und daß ihr Leben lang sich andre quälten
Und unfreiwillig sich dem Leid vermählten,
Das, teurer Freund, weiß ich so gut wie Du.

Was ist nun Wahrheit? Antwort zu empfahen
Hoffst Du doch nicht? Die Schalen stehen gleich.
Ob Du gewillt, das Leben zu bejahen,
Ob zu verneinen und dem Nichts zu nahen, —
Der Wille bleibt des Menschen Himmelreich.

Und ich will glücklich sein, ich will genießen,
Mit oder ohne laun'schen Glückes Gunst,
Und die sich diesem Willen überließen,
Sieh, Freund, als seine Tochter seh'n sie sprießen
Die Zauberin, die göttliche, die Kunst

Denn wo die Wahrheit wechselt mit der Mode,
Da gilt's zu flüchten in den schönen Schein.
Die Weltverachtung rettet nicht vom Tode,
Vom Tode nicht die hellste Jubel-Ode,
Doch bis zum Tode will ich glücklich sein.

Freund, laß die Mode Dich nicht überlisten!
Komm, klimme mit empor zu jenen Höhn!
Was Optimisten oder Pessimisten!
Was Heiden, Juden, Türken oder Christen!
Hier fragt sich's nur, ob unschön oder schön.

Hier kann den Glücklichen sein Glanz nicht blenden,
Ob treu das Glück ihm, ob's wie Glas zerbricht.
Des Armen Elend aber muß hier enden,
Ob sich's zum Bessern oder nicht mag wenden;
Hier giebt es äußres Glück und Unglück nicht.

O sieh! wie hoch, wie weit die Säulenhallen!
Wie farbenglühend und wie schön und still!
Wie viele Tausende hier friedlich wallen,
Ein Heil ist hier zu Teil geworden Allen.
Hier kann beglückt sein, wer beglückt sein will! —



Resignation.

1879.

Schon wieder ein Jahrfünft verflogen,
Wie Rauch, der in die Luft verfliegt,
Und wieder mancher Traum betrogen,
In den ich selig mich gewiegt!

Ich meint', mich trugen Adlerflügel
Zu Sonnenhöh'n empor und Glück;
Doch hält die Scholle mich am Zügel
Und zieht mich in den Staub zurück.

Für Alles hofft' ich mitzustreiten,
Was Freiheit, Wahrheit, Schönheit sei
Doch es versank im Strom der Zeiten
Was schön und wahr schien oder frei

Ich fühlte hoch das Herz mir klopfen,
Ich wähnte groß zu sein und ganz,
Und bin doch nur im Meer ein Tropfen,
Ein Körnchen flücht'gen Wüstensands.

Treib' denn das Wehn des Weltensturmes
Sein Spiel mit mir, so lang' es will-
Das Endloos jedes Erdenwurmes
Ist mir gewiß; ich halte still.



Drei Lieder aus dem Kriegsjahr.

1870—1871

Hurrah! der deutsche Michel
Ist endlich aufgewacht,
Die Schlafmütz liegt am Boden,
Er schwingt das Schwert zur Schlacht.

„Was war das?“ ruft er zornig,
„Welch Hohnwort, das mich traf
Und mich aus trüben Träumen
Geweckt und langem Schlaf?“

„Des Feindes freches Höhnen
Drang mir durch Mark und Bein:
Nun vorwärts, deutsche Brüder,
Nun vorwärts über'n Rhein!“

Hei! wie sein träumend Auge
Heut' feurig blitzt und hell.
Der deutsche Michel ward zum
Erzengel Michael!

II.

Die Mutter singt.

Verlassen sitz' in Schmach und Schmerz
Ich neben meinem Kinde,
Wen kümmert heut' ein Frauenherz?
Die rauhe Zeit, gehüllt in Erz,
Heischt, daß sie Männer finde.

O blase Sturm, o rase Krieg!
Zu Männern werden Knaben,
Du süßes Knäblein in der Wieg'
Sollst einst als Reiter mit zum Sieg,
In's Land des Feindes traben.

Die Leute schmähen mich und Dich.
Laß schmähn, laß schmähn die Leute!
Sie schelten Dich und schelten mich,
Weil mich Dein Vater ließ im Stich
Und einsam bin ich heute.

Doch thut uns alle Welt in Bann,
Du bleibst mein Stolz auf Erden.
An dem Geschwätz, was liegt daran?
Dein Vater war ein Reitersmann,
Und Du sollst Reiter werden!

III.

Ich kenn' eine deutsche Jungfrau
Mit blauem Feueraug';
Ihr Wort ist Nachtigallflöten
Und Blütenduft ihr Hauch.
Beim jähen Toben des Krieges
Stand sie betroffen und schwieg,
Jetzt wird ihr die Lippen lösen
Des deutschen Volkes Sieg.

Ich kenn' eine deutsche Mutter;
Ihr Wort ist Flammenglut,
Sie stand im Sturme der Schlachten
Und schürte der Helden Mut,
Sie schürte den Mut der Helden
Mit Liedern aus alter Zeit
Wie Spreu zerstoben die Feinde,
Zu Ende ist der Streit.

Ich kenn' eine deutsche Göttin,
Ihr Blick ist Sonnenstrahl;
In ihren heiligen Tempel
Führt nur die Gnadenwahl,
Doch wen sie zum Priester erkoren,
Wer sie verehrt und liebt,
Der kostet die seligsten Wonnen,
Die es auf Erden giebt.

O Jungfrau, Mutter, Göttin,
Erheb' uns aus Kampf und Not!
Erschein' uns leuchtend und herrlich
Im Sieges-Morgenrot!
O Göttin, Mutter, Jungfrau,
Verlaß, verlaß uns nie!
Neu blühe im neuen Reiche
Die deutsche Poesie!



Wach' auf, o Rhein!

1874.

Wach' auf, o Rhein, wach' auf, o Rhein!
Wirf ab das röm'sche Fieber!
Sag', willst Du wirklich röm'scher sein,
Als wie zu Rom der Tiber?

Der Tiber rauscht im Jubelton
Vom Apennin zum Meere,
Weil aus der ew'gen Stadt entfloh'n
Der Pfaffen Söldnerheere.

Der Tiber küßt mit froher Hast
Der Engelsbrücke Bogen,
Weil leicht die vaterländ'sche Last
Erscheint den freien Wogen.

Der freigewordne Tiber läßt
Die Fluten voller fließen,
Und sieht zu reich'rem Erntefest
Die goldnen Saaten sprießen.

Und ganz entlang den Tiberstrom
Erschallen Weihelieder:
„Hurrah! befreit ist Rom von Rom
„Und hat sich selber wieder!“

Und Du, o Rhein, o deutscher Rhein
Liegst noch im schwarzen Fieber?
Du wolltest wirklich röm'scher sein,
Als wie zu Rom der Tiber?

O denk' der freien Heldenschar
Die Dein Gestad' geboren,
Die in den Stunden der Gefahr
Dir deutsche Treu, geschworen!

O denk' der Ströme deutschen Bluts,
Die Deinethalb geflossen,
Die deutsche Männer frohen Muts
In Deinen Strom vergossen!

O denk' der heil'gen Lieder all,
Die Deutschland Dir gesungen,
Und die mit weihevollem Schall
Durch's ganze Reich erklungen!

Ganz Deutschland nennt mit Stolz Dich sein,
Sein Deine grüne Wellen!
Und Du nur wolltest, alter Rhein,
Für Deutschlands Feinde schwellen?

Wach' auf, o Rhein, o deutscher Strom,
Und schüttle ab das Fieber!
Du kannst nicht röm'scher sein als Rom,
Nicht röm'scher als der Tiber! —

Erfülltes Flehen.

I.

1863.

Gewitterwolken ziehn sich blau zusammen
Ob des bedrängten Vaterlandes Gauen,
Schon künden Donnerschläge dumpfes Grauen,
Schon zucken drauend rote Blitzesflammen.

Wenn Ein Strahl zündet, müssen schnelle Gluten
Sich rauchend über Aun und Städte wälzen,
In allen Fugen muß die Bindung schmelzen,
Das Vaterland versinkt in Lavafluten.

O Götter, heißet die Gewitterwolke,
Vor frischem Wehn zerstoben, sich verteilen,
Gebiete, Zeus, den Flammendonnerkeilen,
Daß sie verlöschen über deutschem Volke!

Doch wenn es sein muß, wenn das Feuer zündet,
Dann, Erde, Völkermutter, dann gebäre
Ein neues Deutschland aus dem Flammenmeere, -
Ein ewig Reich, auf Felsengrund gegründet!

II.

1883.

Als vormals meine Lieder ich gesammelt,
Ließ dieses Blatt ich unbeachtet liegen;
Nicht schien dem streng'ren Ton sich einzuschmiegen,
Was ich als Neunzehnjähriger gestammelt

Heut' aber les' ich es mit leiser Rührung,
Denn, ach, der Völkerbrand ist eingetroffen,
Doch herrlich ward erfüllt des Jünglings Hoffen
Zum Licht empor trug uns des Adlers Führung.

Erstanden ist das Reich. In Blüte stehen
In deutschen Gaun des goldnen Friedens Saaten!
O Götter, laßt mich danken Euch mit Thaten,
Daß ihr erhört des Jünglings heißes Flehen!

Denn wo zum Himmel blickt des Jünglings Auge,
Da muß der Mann, mithandelnd, stehn am Steuer.
O Götter, stählt mein Herz mit Himmelsfeuer,
Daß all mein Thun dem Vaterlande tauge!



Oden und Distichen.



Europa.

Europa, prachtvoll leuchtet der goldne Reif
Der höchsten Allmacht Dir von der weißen Stirn.
Der ganze Erdkreis huldigt staunend
Deiner erhabenen Herrschergröße

Dir küßt das Weltmeer, Buchten als Boten tief
Bis an Dein Herzblut sendend, der Schleppe Saum
Nach Ost und West schickst Machtgebote
Du mit den Wogen des Ozeanes.

Auf Dich herab weht blühende Jugendkraft
Vom hoch sein Schneehaupt tragenden Kaukasus,
Vom hellen Nordlands Gletscher-Eise,
Wehet Dich an von den Alpengipfeln!

Dem ganzen Erdball schenktest die Künste Du,
Den schönen Kranz voll glühenden Blütendufts;
Für alle Menschheit trugst des Wissens
Goldene Frucht Du in Deinem Schoße

Europa, Eins nur drückt auf die Stirne Dir
Ein Kains-Brandmal: daß Du, im Frieden groß,
So groß in Weisheit, wie in Künsten,
Frieden zu halten, nicht groß genug denkst!

Ein blutig Vorbild bist Du der ganzen Welt,
Ein blutig Vorbild ewigen Bruderzwists
Kein Land, an Umfang klein, wie Demes,
Schmettert, wie Demes, von Kriegs-Fanfaren

Wann wirst Du dastehn, friedlich in Dir geeint,
Und ohne Schwertstreich herrschen in Ost und
West?
Wann wird als Frührot Deinen Alpen
Golden entlauchen der Weltenfriede?

„Weh!" tönt die Antwort „nimmer und nimmermehr!
Denn selbst die Botschaft, die mir verkündigt
ward,
Die frohe Botschaft, welche aufhebt
„„Frieden auf Erden"" gebar mir Kriegswut"

„Der Friedensbotschaft heilige Priester selbst,
Entzweit aus Hochmut, hassen und schüren Haß."
Umsonst geherrscht hast Du Europa,
Rasend vernichtet sich selbst die Menschheit



Im Seesturm.

Stark ist das Weltmeer. Felsen zermalmt die Flut;
Der Wellen-Schlund reißt Länder von Ländern los;
Die Lavaglut zischt und erkaltet,
Welche sich rauchend zum Meer hinabwälzt.

Stark ist der Sturmwind, stärker als Meeresflut;
Denn blinden Schaumgischt spritzet der Ozean
Aus Zorn und Ohnmacht gegen Himmel
Wälzt sich und heult vor dem Sturmestoben.

Wer nimmt den Kampf auf gegen der beiden Kampf?
Wer fühlt so stark sich, stärker als Meer und Sturm?
Der Mensch im Harnisch seines Geistes
Ist's, der gedankengewalt'ge Herrscher.

Er füget kunstvoll Planken an Planken an,
Und auf das Meer fährt stolz er und kühn hinaus.
Er trotzt der Windsbraut, trotzt den Wogen,
Lächelt im Sturm, der ihm zaust das Haupthaar.

Wie hoch's emporschäumt, Bergen, smaragdnen, gleich,
Wie tief's hinabschwillt, Klüften in Gletschern gleich,
Auf hohem Bord steht kühn der Schiffer,
Lächelt im Sturm, der ihm zaust das Haupthaar.

Mit neuem Ingrimm über des Menschen Hohn
Nun peitscht die Sturzsee donnernd das Bretter-
haus;
Und mit verdreifacht hohlem Wüten
Rüttelt der Sturm an den Tannenmasten.

Es schwankt der Mast zwar, aber er splittert nicht,
Es kracht die Schiffswand, aber sie giebt nicht nach.
Die Wogenbrandung bricht als Schaum sich,
Ohne zu schaden, am Bug des Schiffes.

Der kleine Mensch steht jauchzend in all dem Lärm,
Und seine Brust schwellt wonniges Hochgefühl,
Wenn Sturm und Flutschwall grollend weichen,
Sonnig dem Sieger der Hafen leuchtet.



Ohnmacht.

Wildem Sturmwind wähnen wir kühn zu trotzen,
Erd' und Meerflut spielend zu unterjochen.
„Geistesallmacht über die träge Masse"
Lautet die Losung

Lang mit Langmut lassen das Meer, der Himmel,
Läßt der Erdball prahlen die blöden Menschen,
Lang mit Langmut, wie wenn der Mücken Summen
Schlummernd wir dulden

Aber manchmal zuckt's in den Elementen,
Wie die Hand zuckt, welche zerdrückt die Mucke, —
Zuckt's im Erdball — Dörfer und Städte liegen
Ächzend in Trümmern, —

Zuckt's im Glutheerd — feurige Lavafluten
Stürzen unheilbringend sich auf die Fluren, —
Zuckt's im Luftraum — Wälder und Rebengärten
Liegen entwurzelt, —

Zuckt's im Weltmeer — brausende Wellenberge
Brechen haushoch über dem Schiff zusammen,
Welches spurlos — keiner entrinnt als Bote —
Sinkt und verschwindet

Doch im Weltall spiegelt sich kein Triumphblick,
Wie der Leu, der schlafend die Mücke würgte,
Walzt der Erdball sich auf die andre Seite,
Sonnenbeschienen.



Novemberfeuer.

Hurtig, Bursch', hol' trockne Buchenscheite,
Und den Holzstoß schicht' im Kamin zum Feuer,
Daß die hellauflodernde Flamm' im Saale
Wärme verbreite!

Weißer Reif hängt draußen an allen Zweigen,
Die krystallhell blitzen in kalter Sonne;
Allzufrüh sinkt aber der Tag, und länger
Werden die Nächte

Wie ich vor sechs Monden den blütenduft'gen
Warmen Frühlingslüften entgegenjauchzte,
Also freut mein sehnendes Herz sich heut' des
Nahenden Winters.

Mit der glutausstrahlenden Ofenflamme,
Mit dem Lichtglanz freundlich geschmückter Lampe
Ziehn Prometheus' Gaben, des Feuerbringers,
Ein zu der Pforte

Denn Prometheus brachte dem Heerd die Flamme,
Und dem Geist goß er das edle Feuer,
Das die Kunst schuf, das in Gesprächen lodert,
Ernsten und heitren

Sieh! Der Saal füllt schnell sich mit treuen
Freunden;
Goldner Rheinwein funkelt in grünen Römern!
Und im Loblied preist der Gesang der Männer
Schönheit und Liebe!



Sebastiano.

Venedig 1879

Schmuckes Seepferd, zierlicher Sebastiano,
Der durch meergrün glitzernde Flut die Gondel
Leicht Du hinziehst, Deiner gedenken stets wir
Freundlichen Sinnes

Treue Freundschaft leuchtete Dir im hellen
Jungen Antlitz, als Du zum Angedenken
Uns das Thierlein botest, mit welchem scherzend
Dich ich vergleiche

Treue Freundschaft werden wir Dir bewahren.
Wenn ich Furst wär', schlüge ich Dich zum Ritter
Und das Seepferd gäbe ich Dir als Wappen
Hübscher Geselle

Doch es glänzt ein Par der geschmeid'gen Tiere
Ja, aus Messing goldig getrieben, lange
Dir am Bot schon; eigengewählte Zierrat,
Schöner, als Wappen

Mög' uns oft nur, sicher von Dir geleitet
Noch vergönnt sein, über die See zu schaukeln,
Schmuckes Seepferd, zierlicher Sohn Venedigs,
Sebastiano.



Schönheit.

Dir schenkte Schönheit gnädiger Götter Gunst,
Die gold'ne Mitgift, die sie dem Sterblichen,
Den sie zum Halbgott machen wollen
Freundlichen Sinns in die Wiege legen.

Denn wie ein Halbgott schreitet vom Sieg zu Sieg,
Wem helle Schönheit glänzet vom Angesicht;
Ihm öffnen weit sich alle Thore,
Weit sich die Herzen der Menschen alle.

Was andren, rastlos ringenden Sterblichen
Nur halb zu Teil wird, erntet er mühelos;
Wohin sein Fuß tritt, sprießen Blumen,
Leuchtet sein Auge, so scheint die Sonne.

Dir schenkte Schönheit gnädiger Götter Gunst;
Doch leicht in Ungunst wandelt sich ihr Geschenk,
Denn unter Schönheitsrosen lauern
Giftige Schlangen im weichen Grase.

O weh! Verführung, schillernd im Goldgewand
Und in der Jungfrau lieblicher Wohlgestalt,
Verfolgt die Schönheit, trotzt den Göttern,
Sucht in den Staub sie hinabzuziehen

Dem Schiff der Schönheit dräut ein verstecktes
Riff,
Wo andre sorglos schaukeln auf glatter Flut:
Entrinnt der Schuld es, der Charybdis,
Zieht es hinab der Verläumdung Skylla.

Dir schenkte Schönheit gnädiger Götter Gunst;
O fleh' in Demut auch um die Kraft sie an,
Des Herzens Reinheit zu bewahren,
Fromm zu erringen die Himmelsgabe!



Einem Gotte.

Stiller Weltgott, einziger aller Götter,
Dessen Dasein Sterbliche nie geläugnet,
Den die zahllos sprossenden Menschen alle
Glauben und fürchten, —

Stiller Weltgott Tod, ich erhebe flehend,
Deiner Allmacht huldigend, meine Hände,
Deiner Willkür beug' ich mich frommen Herzens;
Höre mein Flehen!

Nicht vor mir nimm meine Geliebte zu Dir,
Daß im Holzschrein nimmer ich sie, die süße,
Liegen sehn müss', kalt in dem kalten Linnen,
Nimmer ertrüg' ich's

Doch auch mich laß leben an ihrer Seite
Bis Dein Machtwort spät und zugleich uns
heimholt,
Denn Alleinsein unter den fremden Menschen
Könnte sie nimmer.

Und entführ' uns lächelnd und leis dem Leben,
Wenn der Tag kommt, welchen Du uns erlesen,
Leise lächelnd, Liebster, so daß wir leise
Lächelnd Dir folgen!



Distichen.

I.

Unsere Welt, die vergängliche, sei die beste der Welten,
Las ich vor einiger Zeit staunend in mächtigem Buch.
Doch ich erholte mich rasch und lächelnd von meinem Erstaunen,
Weil vor Alter vergilbt war und zerissen der Band.
Als ich neulich jedoch in einem der neuesten Bücher
Las, von den möglichen sei uns're die schlechteste Welt,
Staunt' ich von neuem und werde vom Staunen mich nimmer erholen
Über den Fortschritt, den menschliches Wissen gemacht.
Unsere Welt zu verstehn schon schien mir Armen unmöglich,
Aber sie kennen sogar jegliche andere Welt:
Jegliche andere, ja, und alle nur möglichen Welten!
Hör's unwissender Tropf, hör' es und staune mit mir!



II.

Eitlen Verstands aus dem Wesen der Welt
entgrübeltet gern ihr,
Ob ihr die schlechteste Welt oder die beste sie
nennt.
Aber ihr folgt nur blind der eigenen armen
Gemütsart
Oder dem Zug des Geschicks, welches ihr
selber erlebt!
Traun, ich bleibe dabei: die Welt birgt Gutes
und Böses;
Ach! und des Einen Gedeihn fordert des
Anderen Not!
Aber mit rüstigen Kräften das Böse bekämpfend,
verwandelt
Sengende Strahlen der Mensch oft in bele-
bende Glut.

III.

Seht ihr die Städter am Strand? Sie schöpfen in Gläsern die Salzflut,
Prüfen mit wichtigem Ernst ihren Gehalt und Geschmack
Lächelnd sehn es die Fischer und stecken die Köpfe zusammen.
Auch der Professor der Stadt lächelt und kostet nicht mit.
„Stolzer Gelehrter der Du noch neulich in heiligem Eifer,
Ganz auf's Wissen bedacht, Meinen und Glauben verpönt
Stolzer Gelehrter, Du wähntest zu wissen, was jene erforschen;
Aber dem Handbuch glaubst dieses doch selber Du nur!"

IV.

Schaffen und Schönheit sind zwei Götter, an
welche ich glaube,
Ueber des Daseins Staub heben sie hoch mich
empor.
Heiliger Schaffensgott, Du rettest die grübelnde
Menschheit
Jeder im eigenen Kreis wirkt zu des Ganzen
Gedeihn.
Göttliche Schönheit, in Dir wirkt rettend, was
andere schuzen.
Auch wer mäßig verehrt, findet den Himmel
in Dir.
Aber am seligsten ist, wen beide erkoren zum
Liebling:
Selig der Glückliche, dem Schönes zu schaffen
vergonnt!

V.

Hie die Scholastik im Harnisch von eisernen
Formeln und Regeln!
Hie der lebendige Geist, welcher erforscht und
entzückt!
Also erscholl der Kämpfenden Ruf an der Wende
der Neuzeit;
Aber zum Jubel der Welt siegten die Ritter
vom Geist.
Rund ist die Welt, sie dreht sich. Im Zopf
akademischer Weisheit
Wird auf's neue der Krieg lebendem Schaffen
erklärt.
Enger und enger umspinnt sich mit eigenen
Stricken die Forschung,
Ist die Methode dabei heut' auch entgegengesetzt
Stets auf Nächste den Blick nur geheftet, ver-
schreien sie als Laien
Jeden, der offenen Augs blicket zum Ganzen
empor,
Immer an sich nur denkend, verdammen als
Schwätzer sie jeden,
Der in verständliche Form seine Gedanken
gehüllt;

Immer bedacht auf's Nützliche nur, verhöhnen
als Thoren
Jeden sie, der es gewagt, Schönes zum
Wahren zu thun.
Rund ist die Welt und dreht sich, und blüht au'fs
Neu' die Scholastik,
Auf, Humanisten, zum Kampf, wieder zum
Kampf und zum Sieg!

VI.

1889

Immer beklagen, verwundert, mich meine gelehrten Genossen,
  Daß ich von Rhythmus und Reim nimmer mich trennen gekonnt.
„Hättest Du längst Dich entschlossen, nur Anderer Kunst zu beschreiben,
  Wärest mit Titeln Du längst oder mit Orden geschmückt!“
Laßt mich, Geliebte, die Lust mit der eigenen Muse zu kosen
  Gilt mir mehr, als das Glück, zünftig zu sein mit der Zunft.
Mehr als das mächtigste Buch, das von Anderer Kunst ich geschrieben,
  Freut mich das kleinste Gedicht, welches mir selber gelang.





Viertes Buch.

Feiern und Widmungen.



Zu Hamburger Siegesfeiern.

Fest-Lied.

1871.

Mel.: „Stimmt an mit hellem hohen Klang."

Stimmt an den Friedensfestgesang
Aus tausend Männerkehlen,
Es darf beim Siegesbecherklang
Der Jubelchor nicht fehlen.

Wir haben, heil'gen Zornes voll,
Uns mit dem Feind gemessen,
Nun aber sei der wilde Groll,
Der Hader sei vergessen.

Nun sei des Vaterheerds gedacht,
Der Jungfraun und der Frauen,
Nun soll uns nach dem Haß der Schlacht
Der Liebe Glut erbauen.

Die Arbeit nun sei das Panier,
Des Friedens reicher Segen;
Des Friedens wegen kämpften wir
Und nicht des Kampfes wegen.

Doch wenn den tollen Feind auf's neu',
Nach deutschen Hieben lüstet,
Gleich stehn wir wieder stark und treu,
Stehn Mann an Mann gerüstet.

Dann brechen wir mit blut'gem Schwert,
Uns neue Lorbeer-Reiser,
Für Vaterstadt und Vaterheerd,
Für Freiheit, Reich und Kaiser.



Zum Einzug der heimkehrenden Hamburger Krieger.

(Auf Wunsch des Fest-Comité's)

Willkommen, Helden, tausendfach willkommen!
Seht, Hamburg grüßt Euch, neuverjüngt im Lenze,
Die Vaterstadt, die, traurig und beklommen,
Zum Schutz und Trutz Euch zieh'n hieß an die Grenze.
Stolz hat von Euren Thaten sie vernommen,
Sie freut sich herzlich Eurer Lorbeerkränze,
Und jubelnd sieht, durch Euch sie neugeboren,
Euch wieder einzieh'n zu geschmückten Thoren. —

Ein Volk des Friedens, glücklich nur im Frieden,
Ein Volk der Freiheit, feind den Feuerschlünden,
Ein Volk der Künste, die den Kriegslärm mieden,
Ein Volk des Lernens, — kämpften wir mit Gründen:
Wir wähnten, Deutschland sei das Los beschieden,
Der Welt des Wissens Fackel anzuzünden,
Und, ohne nach der Völker Neid zu fragen,
Der Bildung Leuchte durch die Welt zu tragen.

Und unser Hamburg, ehrlich mitgestritten
Im Wettkampf hat's durch seine Friedensflotte
Für Recht und Wahrheit stand es ein inmitten
Der fernen schwarzen wilden Völker Rotte;

Es hat im Kampf für freie, milde Sitten
Gerungen mit dem wilden Wogengotte:
Durch alle Zonen, über alle Meere
Trug Hamburgs Flagge Deutschlands Friedens-
Ehre!

Wer störte frech das Freiheitswerk der Geister?
Wer wollt' uns stürzen von des Wohlstands
Stufe?
Wer schwur, die Friedenssaat erhabner Meister
Jäh zu zertreten durch der Rosse Hufe?
Der Erbfeind war's! Er fordert dreist und dreister
Zum Ringkampf uns heraus mit schnödem Rufe!
Er wähnt, das Heldenvolk im Geisterkampfe
Muß' schwach und schwankend stehn im Pulver-
dampfe.

Heiß war der Kampf. Der Feind focht wie der
Tiger,
Mit Haß und Hinterlist und wüstem Toben
Als echte Männer kämpften Deutschlands Krieger,
Vom Freiheits Hochgefühl die Brust gehoben.
Heiß war der Kampf. Nun Heil Euch, edle
Sieger!
Die Feinde sind wie Spreu im Wind zerstoben
Nun schweigt der Sturm, nun glätten sich die
Wogen,
Und hoch vom Himmel strahlt der Friedensbogen

Heil edle Sieger! Heil Euch Hamburgs Söhne,
Ihr naht, auch ihr, geschmückt mit Ehrennarben!
Zwar viele fehlen, die im Kampfgedröhne
Für's Vaterland der Tode schönsten starben: —
Laßt ruhn die Toten. Feierglockentöne
Verkünden, daß sie Deutschland Heil erwarben,
Und der Geschichte Tafeln werden melden
Den Siegesanteil unsrer Hansahelden.

Willkommen nun! Neu blühe Hamburgs Namen,
Neu blühe Hamburg, Euch zum schönsten Lohne.
Von Neuem trag' es der Gesittung Samen
Auf Händelsfittichen in jede Zone,
Ein Bild des Glückes in des Reiches Rahmen,
Ein Freiheitskleinod in der Kaiserkrone,
Zeig' es, daß Deutschland in dem Ruhm der Waffen
Noch nicht verlernt der Völkerwohlfahrt schaffen.



Ein neues Festlied.

(Zur Sedanfeier im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg.)

1874.

Mel. Ich hab' mich ergeben — Wir hatten gebauet.

Hell war uns beschieden,
Nach sturmvoller Nacht,
Ein Tag, der goldnen Frieden,
Im Sieg uns zugebracht.

Uns Alle zusammen
Im festfrohen Kreis
Durchglühn der Freude Flammen
Noch heute hell und heiß.

Geheilt hat die Wunden
Die mildreiche Zeit,
Drum feiern wir die Stunden,
Die Siegs-Erinnrung weiht.

Vergessen die Schmerzen,
Den Haß und den Groll!
Heut' jubeln unsre Herzen,
Der reinsten Liebe voll.

Ja, jubelnd sei heute
Der Männer gedacht,
Die uns zum Siegsgeläute
Geführt in heißer Schlacht.

Und liebend erheben
Die Capfren wir all',
Die freudig Blut und Leben
Gewagt im Schlachtenschwall.

Bewunderung und Freude
Durchglühn so zugleich
Das schöne Festgebäude,
Das stolzerstandne Reich.

Drum lasset uns schwören:
Wir halten ihm stand,
Wir wollen ganz gehören
Dem großen Vaterland.

Ihm laßt unser Trachten
Und Handeln uns weihn,
Auf daß auch neue Schlachten
Nur neue Siege sein.

Ihm weihet das Glühen
Der edelsten Kraft,
Auf daß im Frieden blühen
So Kunst wie Wissenschaft.

Mit heiligen Feuern,
Fruchtspendend und klar,
Wird herrlich dann erneuern
Dies Fest sich Jahr für Jahr!



Vier Sonette zum Hamburger Kriegerfest.

(Auf Wunsch des Fest-Comité's.)

1883.

I.

Das Volk in Waffen! Heil dem hochgemuten!
Ob auch zwölf Friedensjahre schon verflossen,
Es hat von neuem einen Bund geschlossen,
In dessen Adern Siegesquellen fluten.

Von Pulverdampf und heißen Schlachtengluten
Berichten treu die alten Kampfgenossen,
Mit Andacht hören es die jungen Sprossen,
Bereit, für's Vaterland, wie sie, zu bluten.

So pflanzt von Mund zu Mund, in Red' und Liede,
Von Alt auf Jung sich fort das heil'ge Feuer:
Der Krieger Bund behüt' es und bewahr' es!

Wenn dann den Nachwuchs auch im vierten Gliede
In's Feld erst wieder ruft ein Krieg, ein neuer,
Durchglüht ihn noch der Geist des großen Jahres

II.

Das Volk in Waffen! Heil den Friedensstreitern,
Die, weil dem Schoß des Friedens sie entstammen,
Aus Uebermut vergossnes Blut verdammen
Und doch mit Waffenliedern sich erheitern!

Ihr seid kein Heer, aus Trümmern und aus Scheitern
Des Lebensglücks um Sold gerafft zusammen,
Kein Mietlingsheer, das ohne Geistesflammen
Folgt, beutelustig, beutelust'gen Leitern.

Ihr seid ein Heer, dem Vaterland zum Horte,
Von frommen Führern nur zum frommen Kampfe
Geführt für alles, was den Herzen teuer.

Drum steht ihr fromm auch, wie an heil'gem Orte
Im Kugelregen und im Pulverdampfe;
Und was euch dort beseelt, ist Himmelsfeuer.

III.

Das Volk in Waffen! Heil den Heldenscharen,
Die heut' zum Sturm in blanken Waffen gehen
Und gestern noch, umspielt vom Zephyrwehen,
Bei ernster Arbeit stille Bürger waren.

Drum gehn an's Tagewerk in Friedensjahren
Sie friedlich auch als wäre nichts geschehen,
Und streiten mit, sie, die den Kampf verstehen,
Im Friedensdienst des Guten, Schönen, Wahren

Denn auch im Frieden gilt's, sich aufzuraffen,
Gilts, manche Not und manchen Kampf zu kosten,
Mit Mut zu trotzen schnödem Frevelmute

Drum Volk in Waffen! Laß die Geisteswaffen
So wenig wie die blanken Klingen rosten
Und kämpfe mit für's Wahre, Schöne, Gute!

———

IV.

Das Volk in Waffen! Heil euch Auserwählten!
Denn allen ist's ja nicht vergönnt zu sagen,
Daß sie das Schwert in Feindesland getragen
Und ihre Kraft im Schlachtendonner stählten

Doch wir, die nie den Kriegern zugezählten,
Wir fühlen unser Herz in diesen Tagen
Euch um so wärmer nur entgegenschlagen,
Den Starken euch, den Kraft- und Muthbeseelten.

Denn nur, von euch beschützt, ist uns beschieden,
In Friedenskünsten dazustehn als Sieger,
Und eure Thatkraft spornt auch uns zum Schaffen.

Drum rufen wir, durch euch beglückt mit Frieden,
Ein donnernd Heil zu dem Verein der Krieger,
Ein dreifach Hoch dem deutschen Volk in Waffen!



Düsseldorfer Malkasten-Trinksprüche.



Zur Feier von Michelangelo's 400 Geburtstag.

Nach meiner Festrede

1875.

Alte Meister zu ergrunden,
Die Begeisterung entzünden,
Laut ihr Loblied zu verkünden,
Ist ein freudiger Beruf.
Doppelt muß es mich begeistern,
Hier zu stehen unter Meistern,
Die uns unsre Sonne schuf.

Nach vierhundert weit'ren Jahren
Wird sich's herrlich offenbaren,
Wer der Jetztzeit Meister waren,
Die der Nachwelt Feier wert.
Eins ist, Götter, was ich bitte:
Gebt, daß auch aus unsrer Mitte
Manchem dieses sei beschert.

Aber sei dem, wie ihm wolle,
Ob die Nachwelt groll' und schmolle,
Ob sie lautes Lob uns zolle:
Wer da lebt, hat immer Recht!
Mögen, wie die großen Alten,
Nur auch viele Recht behalten
Von dem lebenden Geschlecht!

Darauf trink' ich! Den bewährten
Meistern, uns'ren vielverehrten,
Denen Götter schon bescherten,
Jenes Ziel, wohin sie's zog,
Und den jungen, hoffnungsvollen,
Die das Ziel erreichen wollen,
Ihnen Allen dreimal hoch!



Zur Feier Walter's von der Vogelweide.

Nach meiner Rede zum Besten des Denkmals.

1876.



Herr Walter von der Vogelweide
Geigt jetzt im sterngestickten Kleide
Hoch über Erdenlust und Erdenleide
Er geigt und singt, und was er singet,
Durch Mark und Bein dem Hörer dringet.
Ich hör's, und künde froh Euch, wie es klinget·
„Hei! welche Lust hinabzuschaun
„Auf Deutschlands minnigliche Fraun,
„Auf Deutschlands Männer, stark und treu wie Gold,
„Jetzt, da in Deutschlands weiten Gaun
„Ein herrlich Reich sie thäten baun,
„So herrlich, wie ich's vormals sang und wollt!"

Du, von der Vogelweid' Herr Walter!
Dies volle Glas auf Deinen Psalter
Und Deinen Sang, Du ewig junger Alter!
Doch nein! was soll das Glas Dir frommen
Dem längst der ird'sche Durst benommen?
Es soll dem deutschen Reich zu Gute kommen!

Was Walter wollt', was Walter sang,
Klingt heut so hell, wie einst es klang,
Es schwelle fort in mächt'ger Klänge Strom!
Dem deutschen Reich sei nimmer bang,
Es blühe fort aeonenlang
Und frage nach Paris nicht und nach Rom!



Beim scherzhaften Künstler-Schützenfest.

1876.

Die ihr als fleißige Schüler
Mir lauschtet im heißen Saal,
Heut' Abend sitzet ihr kühler
Allhier beim Schützenmahl.

Ich muß euch wahrlich beneiden,
Denn wie man's treibt, so geht's:
Ihr dürft' euch als Schützen verkleiden,
Ich bin der Professor stets

Und soll ich von Schützen reden,
Nun gut, so sei es drum,
Doch nehm' ich des Thema's Fäden
Aus meinem Kollegium

Spräch' dort ich von Niederländern,
Spräch' hier ich von Franz Hals
Und, ohne das Thema zu ändern,
Von Rembrandt allenfalls

Sie haben die alten Schützen
Gemalt im lustigen Kreis,
Es könnte euch allen nützen,
Zu hören der Bilder Preis

Doch heuer erklär' ich die Alten,
Die Griechen der klassischen Zeit;
Drum bin ich, die Rede zu halten
Von Griechenschützen bereit

Odysseus erlegte die Freier,
Herakles der Vögel Reih',
Apollon trug die Leyer
Und einen Bogen dabei

Jedoch der Schützenkönig
Des alten Heidentums,
Dem alle anderen frönig,
Erfreut sich höheren Ruhms.

Der König, den heut' ich meine,
Mit Bogen, Köcher und Pfeil,
Gott Amor ist's, der kleine,
Der nimmer ein Herz läßt heil.

Er hat uns alle getroffen,
Ja, oder er trifft uns noch;
Wir harren in süßem Hoffen,
Zu tragen der Liebe Joch.

Dem kleinen Schützenkönig
Mit Bogen, Köcher und Pfeil
Bringt heute jubeltönig
Aus vollem Glas ein Heil!

Wohin es mit heimlichen Schmerzen
Schon alle uns einmal zog:
Die Mädchen unserer Herzen,
Sie leben dreimal hoch!



Zur Feier von Rubens' 300. Geburtstag.

Nach meiner Festrede.

1877

„Ach, warum", hör' ich manchen fragen,
„Hast du in diesen schweren Tagen
Uns jenes Zauberbild entrollt,
Die selbstgemalten Prachtpaläste,
Den großen Park voll froher Gäste,
Den Wirt, dem jeder Beifall zollt?"

Ei, Freunde, laßt das Stirnerunzeln!
Hör' manchen doch von Euch ich schmunzeln
„Auch ich hab' mir ein Schloß ermalt"
Und glückt's nicht heut', so glückt es morgen,
Drum vorwärts, vorwärts ohne Sorgen,
Ihm nach, deß Stern so leuchtend strahlt!

Und wer zurückbleibt, gönn's den Andern,
Dem heitern Ziele zuzuwandern
Des Ruhms, des Reichtums und der Pracht
Er aber bleib' in unsrer Mitte,
In der nach guter alter Sitte
Ein köstlicher Ersatz ihm lacht.

Wohl herrlich ist's, in Kunstgefilden
Ein Ganzes für sich selber bilden
Im Glanz des Ruhmessonnenscheins;
Doch bist Du selbst kein volles Ganze,
Sei eine Blume doch im Kranze,
Ein treues Mitglied des Vereins.

Tritt ein mit uns in diese Räume,
Wo uns im Schatten alter Bäume
Schon oft das Morgenrot bestrahlt.
Das Recht, uns hier daheim zu scheinen,
Das haben auch wir andern, Kleinen,
Uns längst erschrieben und ermalt.

Seht! drüben ragt mit hohen Sälen
Und Raritäten, nicht zu zählen,
Ragt unsre Winterresidenz,
Und hier, am Rand des Düsselbaches,
Nimmt, unterm Schutz des Blätterdaches,
Das Sommerschloß uns auf im Lenz.

Und unser Park, mit Fisch und Teiche
Im stillen, waldigen Bereiche,
Mit bunten Blumen, grünem Gras'
Ich weiß es nicht doch möcht' ich wetten,
Daß Rubens trotz der gold'nen Ketten
Nicht einen solchen Park besaß

Und jeden Abend solche Gäste!
Und jedes Jahr ein Dutzend Feste
In buntem, fröhlichem Gewog'!
Und Alles unser, unser Alles!
Auch heute ruf ich frohen Schalles
Malkasten hoch! Malkasten hoch!



Nach einer Rede über das alte Düsseldorf.

1881

Alt-Düsseldorf! Wie wogt's vom Fürstentrosse
Bunt hin und her im alten Schloß am Rheine!
Wie neu von Golderz funkelt hoch zu Rosse
Am Markt der Kurfürst auf dem grauen Steine!
Wie glühend in der Galerie am Schlosse
Strahlt Bild an Bild im Regenbogenscheine!
Ein Meer von Kunst! Alt-Düsseldorf in Ehren!
Alt-Düsseldorf wird nimmer wiederkehren

Neu-Düsseldorf! Der hehre Bronze-Reiter
Ist längst mit grünem Schimmer übergossen!
Die Stadt ist groß geworden, frei und heiter,
Ein einz'ger Garten, blütenduft-durchflossen,
Und sank das alte Bilderhaus in Scheiter,
Schon ist ein neues, schöneres entsprossen,
Und hundert Meisterhänden muß es glücken,
Mit neuen Bildern schöner es zu schmücken

Neu-Düsseldorf! schon birgt's in seinen Mauern
Mehr Schaffenslust und Leben, als das alte,
Drum ziemt's uns nicht, Verlor'nes zu betrauern

Auf daß es seine Jugendkraft erhalte,
Auf daß die Namen seiner Künstler dauern,
Ihr Ruhm sich immer herrlicher entfalte,
Darauf laßt unsre Gläser uns erheben:
Heut' sollen unsre neuen Meister leben!



Widmungen.



An Carl Hoff.

Mit meinen Gedichten „Aus der Natur und dem Geiste".

1876.

Wenn ich heute wiederlese,
Was ich hier vor Jahren schrieb,
Scheint mir fremd und kalt das meiste,
Bleibt nur weniges mir lieb
Dennoch les' ich hin und wieder
Auch was nicht mir teuer blieb,
Denn es spornet meine Seele
Mit erneutem Schaffenstrieb

„Vorwärts" ruft es, „Sieh, die andern
Sind voran dir in der Bahn!
Schaffe Neues, schaffe Bess'res,
Schöneres als du gethan.
Wird dem Leib dann auch zerfließen
In den Weltenozean,
Wird vielleicht, was du geschaffen,
Ew'ges Leben doch empfahn!"

Ach! ich gebe selbst auf solche
Scheinunsterblichkeit nicht viel,
Alles sich an's Dasein klammern
Ist ein leeres Gaukelspiel
Wenn das beste, was wir schätzen,
Auch, nachdem der Leib zerfiel,
Tausend Jahre dauern sollte —
Endlich findet's doch sein Ziel!

Und was sind denn tausend Jahre?
Tropfen aus dem Strom der Zeit,
Tropfen die hinunterrollen
In das Meer „Vergessenheit“
Nichts auch frommte großen Toten
Ihrer Thaten Ewigkeit,
Drum, dem Augenblick zu opfern,
Siehst Du Freund auch mich bereit

Aber dennoch, diese Triebe,
Schaffensfroh, — sie sind kein Dunst!
Austern, Truffeln, Saft der Reben,
Augenlust und Frauengunst
Weckten oft uns das Verlangen,
Aber heißer ist die Brunst,
Die uns hinzieht, selbst zu schaffen,
Frei im freien Reich der Kunst

Freund, wie ich hast Du's empfunden,
Mehr als ich, darnach gethan,

Daß die schönsten Augenblicke
Wir im geist'gen Schaffen sahn.
Vorwärts drum und dennoch vorwärts
Auf der froh betret'nen Bahn!
Ist's ein Wahn auch für das Endziel,
Ist es doch der schönste Wahn!



Meinem Schwager Dr. Emil Bernard.

Mit denselben Gedichten

Hättest Du nicht lieber einen Schwager,
Lieber Emil, welcher ein Jahrzehnt
Jünger wär' am Geist noch etwas mager
Und am Leibe nicht so ausgedehnt?

Könntest ihn als treuer Jugendlehrer
(Ach ich lern' auch jetzt noch gern von Dir,
Doch in meinem Alter lernt man schwerer)
Unterweisen in der Tugend Zier!

Ei, der Dichter kann sich ja verdoppeln,
Zauberkünste treibt er oft genug,
Zaust der Herbst schon seines Lebens Stoppeln,
Lebt er jung im jung geschrieb'nen Buch.

Also siehst im Flor der Jugendsünden
Du in diesem Buch mich vor Dir stehn,
Kannst mir alles, was Du weißt, verkünden,
Mich im voraus gar mich bessern sehn

Oder ziehst Du's vor, des Zwangs entledigt,
Von dem Lehramt einmal auszuruhn?
Ach, ich weiß, um ew'ge Tugendpredigt
Ist's so wenig Dir, wie mir, zu thun!

Nun, so ruf' als guten Kameraden
Den verjüngten Schwager denn herbei.
Möge nur sein Umgang Dir nicht schaden;
Denn zuweilen denkt er etwas frei.



An Hier. Chr. Krohn.

Mit der ihm gewidmeten Sammlung „Neapel, Elegien und Oden".

Natur und Kunst! Nur, wer in Kunst erzogen,
Kann die Natur in voller Schönheit sehen,
Wie Künstler sein kann nur und Kunst verstehen,
Wer fromm Verkehr mit der Natur gepflogen

Uns war's beschieden Wo die blauen Wogen
An Paradiesesufern leis zergehen
Und aller Zeiten Künstlerhauche wehen,
Da haben wir an beider Brust gesogen

Nun zeigt verklärt, als wär's durch Deinen Pinsel,
Dir dieses Buch all jene lieben Orte,
Wo wir gemeinsam weilten frohe Zeiten.

O laß die Bilder Deiner Lieblingsinsel
Und jenes Golfes meine Freundesworte
Gedruckt jetzt, wie gesprochen einst, begleiten



Meiner Braut.

Mit derselben Sammlung.

1877.


Lies dies Buch, geliebte Ada,
Lies es, meine Herzensbraut!
Ohne Staunen wirst Du lesen,
Was ich dem Papier vertraut

Zwischen den verschlung'nen Zeilen
Wirst Du lesen, kaum verhüllt,
Alles unerfüllte Sehnen,
Das die Brust mir heiß erfüllt,

Alles Sehnen, Suchen, Ringen,
Das mich trieb von Land zu Land,
Bis ich Ruh' und frommen Frieden,
Herz, an Deinem Herzen fand

Aus dem Sehnen, Suchen, Ringen,
Süß und mild und schmerzlich wild,
Schuf der Dichter, vieles fabelnd,
Warmen Lebens Spiegelbild

Was ich hoffte, was ich suchte,
Was das Herz mir bang geschwellt,
Wenigstens als Halberfülltes
Hab' ich hier es dargestellt.

Und erst jetzt empfind' ich's deutlich,
Daß es Tand war, Tand und Trug,
Wenn mein Herz auch, rasch entzündet,
Einmal heiß und herrisch schlug.

Jetzt erst fühl' ich es, Geliebte,
Wie Du 's selbst am besten weißt,
Jetzt in Deiner Liebe fühl' ich
Erst, was wahrhaft Lieben heißt.

Jene südlich bunten Bilder,
Die erlebt ich, heiß und jung,
Leben mir wie blasse Träume
Jetzt in der Erinnerung.

Vorwärts schau' ich! still und häuslich
Ist's, was uns das Glück gewährt,
Aber leuchtend von der Liebe
Hellem Morgenrot verklärt.



Meiner Mutter.

Mit den Gedichten Walter's von der Vogelweide.

1876

Herrn Walter's süßer Mund
Thut hell noch heut' uns kund,
Was lebt in allen deutschen Herzen
Die Zeiten ändern sich,
Doch gleichen ewiglich
Sich deutsche Lust und deutsche Schmerzen.

Als edler deutscher Mann
Läßt sich Herr Walter an
Er singt der Fraun, der Männer Ehren.
Wer anders fühlt und will,
Hör' ihn und schweige still
Herrn Walter's Lied wird ihn bekehren.



Persönliches.

Aus dem Prolog zu einer silbernen Hochzeit.

1875.

Wenn Reden Silber ist, wie sollten wir
Am heut'gen Tage schweigen, an dem Tag
Da dies uns Allen vielgeliebte Paar
Der Silberhochzeit herrlich Fest begeht
Ein Silberpaar noch nicht im Silberhaar!
Laut regt die Freude sich in uns'rer Brust
Und will als silberheller Redequell
In herzlich frischen Worten sich ergießen,
Will klingen klar wie Silberglockenklang,
Daß heller Jubel durch die Räume tönt

* *
*

Beglücktes Paar! welch eine lange Zeit
Sind fünfundzwanzig Jahr' im Erdenleben
Da sinken Throne lautlos in den Staub,
Da steigen Völker und da fallen Völker,
Da wachsen große Städte stolz empor,

Und Alles kreis't in stetem Wechselfluß
Nur eurer Herzen langerprobte Liebe
Blieb in dem Zeitensturm unwandelbar
Ihr schautet ruhig lächelnd, friedenvoll
Aus fester Burg hinab in's Weltgetümmel,
Und fünfundzwanzig Jahre dünken euch
Für Lieb' und Treu' nur eine kurze Zeit

* * *

Daß Reden Silber sei, ich glaubt' es gerne,
Drum hab' am Silberfest ich laut geredet;
Doch wenn hinzugefügt wird, Gold sei Schweigen,
So folg' ich nimmermehr dem Flügelwort,
Nein! wenn ihr eure goldne Hochzeit feiert,
So wollen wir mit doppelt heißen Wünschen
Und doppelt lauter Rede Freudenschall
Euch, das geliebte Jubelpaar, begrüßen



Aus dem Trinkspruche bei der Hochzeit der Geschwister.

1880

Ein neues Paar! In jeder Stund' im Jahre,
In jeder halben, jeder Viertelstunde
Stehn mehr denn tausend junge Liebespaare
In tausend Städten uns'rer Erdenrunde
Im Hochgefühl des Herzens am Altare
Und reichen sich die Hand zum ew'gen Bunde,
Und allen wünschen wir auf allen Wegen
Von ganzem Herzen Glück und Heil und Segen.

Doch dieses Paar, das heut' dem süßen Triebe
Des Herzens folgt, ist uns verwandten Blutes,
Drum schwellt nicht allgemeine Menschenliebe
Nur unser Herz; drum klopft es bangen Mutes.
Schlägt sie das Schicksal, treffen uns die Hiebe,
Und uns erquickt's, verleiht es ihnen Gutes.
Drum ziehn wir mit. Und ziehn sie auch in's Weite,
Im Geiste bleiben wir an ihrer Seite.

Doch keine Furcht soll heut' die Freude stören,
Die hell und warm dies Hochzeitsfest durchdrungen,
Denn sie, die heut' der Treue Bund beschwören,
Sie schwören nicht mit glatten Modezungen,
Sie schwören, ganz einander zu gehören,
Weil mächt'ge Liebe sie dazu gezwungen,
Und wo die echte Liebe herrscht, die große,
Birgt lautres Glück sich in der Zukunft Schoße

O Liebe, Herrscherin der Herzen, weile
Mit reinem Feuer unter ihrem Dache!
Verdopple ihre Freuden, aber teile
Mit milder Hand ihr Leid im Ungemache!
Wehr' ab von ihrem Haupt des Unglücks Pfeile,
Befiehl der Sonne, daß sie ihnen lache!
Allmächtig hilfst Du allen, die Dir dienen,
Daß Du allmächtig, Liebe, zeig' es ihnen!



Zur Hochzeit des Landschaftsmalers G. Oeder.

Im Namen des in Schottland weilenden Verfassers beim Hochzeitsmahle gesprochen von dem Landschaftsmaler Herrn Krüger.

1879

„Die wilde Nordsee trennt mich von den Teuern
Und wehrt auch mir, dem alten Meerdurchpflüger,
Dem Hochzeitsfest des Freundes zuzusteuern.“
Ihr denkt: Verrückt geworden ist der Krüger
Von all den Liebes-, Wein- und Rede-Feuern!
Habt nur Geduld! Im Umsehn seid ihr klüger!
Ich bin nicht ich. Mir wird soufflirt. Das Kunststück
Ist leicht. Ich bin des Telephones Mundstück.

Zwar kannte sonst ihn immer als Souffleur man,
Der mir soufflirt. Er pflegte selbst zu reden.
Ich bitte still! Denn allzuleicht verlör' man
Den zarten Ton der zarten Drahtesfäden.
„Ich heiße Krüger nicht, ich heiße Woermann.
Fernsprechen konnt' ich nicht zu einem Jeden.
Doch Freundschaft wirkt als „Strom“, der nicht zu brechen,
Wenn ich durch Krüger will zu Oeder sprechen.“

„Ach Freund! da ich die weite Welt durchflogen,
Um alten Landschaftsmeistern nachzuspüren,
Ward ich den neuen um so mehr gewogen,
Die durch die Wahrheit uns zur Schönheit
führen
Wie oft, wenn die Erwartung mich betrogen,
Fühlt' Zweifel ich in meiner Brust sich rühren
Wozu so dacht' ich, alle Welt durchwandern,
Wenn du daheim hast Oeder und die andern?"

„Und deutlich stand es dann vor meiner Seele,
Daß Dir, mit Deiner Braut, der Kunst, im Bunde,
An jenem schönen Leben wenig fehle,
Das ewig währt in edler Menschen Munde
Doch daß der Freund auch irdisch sich vermähle,
Wie lange harrten wir der frohen Kunde
Der Kunst Geliebter, unser lieber Oeder,
Schien gegen treue Frauenliebe spröder"

„Doch schöner, als dem Nachruhm nachzujagen
Und, mit der Kunst vermählt, auf Wolken
thronen,
Ist es, in wonnevollen Erdentagen
Mit einer holden Frau vermählt zu wohnen
Ja, beide darfst zu gleicher Zeit Du fragen,
Denn leicht vereinen beide ihre Zonen
Was Du gewinnst an edler Frauen Minnen,
Muß Deine Kunst an Adel auch gewinnen"

„Drum klang ein Jubelruf durch alle Gauen,
Drang über Land und Meer zu meinen Ohren,
Daß eine Frau — und welchen Stern der
Frauen! —
Du zur Gefährtin endlich Dir erkoren
O welche Lust ist's, Euch beisammenschauen,
Da Du für sie und sie für Dich geboren!
Ja! daß Du früher Keiner Dich verbunden,
Erscheint als Glück nun, weil Du *sie* gefunden“

„Mich trennt das Meer von Euch, mich und die
Meine,
Doch weilen wir im Geist in Eurer Mitte,
Und wo ich leiblich weile, füll' mit Weine
Ein gutes Glas ich an nach guter Sitte,
Du, Krüger, füll' in Düsseldorf das Deine
Und sprich — als letzte Gunst, die ich erbitte —
Wie alle Worte, die geflogen kamen,
Auch diesen Trinkspruch noch in meinem Namen“

„Mein Hoch soll donnernd durch den Sturmwind
tönen,
Der auf der Nordsee aufwirft Wellenrücken
Ein Hoch der jungen Frau, der wunderschönen,
Die Brautkranz heut' und Schleier lieblich schmücken,
Ein Hoch ihm, den vor tausend Erdensöhnen
So Kunst wie Frauenliebe hold beglücken
Ein dreifach donnernd Hoch, wie Festgeläute,
Den *Beiden*, welche *eins* geworden heute“



Helene.

Helene! Name, frisch wie Thau,
Doch auch von hohem Stande!
So hieß die allerschönste Frau
Im alten Griechenlande

Die schöne Frau, um deren Kuß
Die Kriegsnot sich entzündet,
Um welche wider Priamus
Ganz Hellas sich verbündet

Da starrt's von Not! Da troff's von Blut!
Da scholl's vom Kampfgetöse!
So mancher, ihr von Herzen gut,
Ward ihr von Herzen böse.

Das war die schöne Helena,
Du heißest zwar wie jene,
Doch nennen wir Dich anders ja,
Wir nennen Dich Helene

Du bist auch anders. Streit und Neid
Hast Du noch nie gestiftet,
Du hast mit bitt'rem Herzeleid
Kein Leben noch vergiftet.

Wo Du erscheinst, naht Heiterkeit,
Nahn Ruh' und süßer Frieden!
Sei Frieden drum auch alle Zeit,
Helene, Dir beschieden!



Antwort.

An Gustav Hirschfeld.

1881.

Wie gerne möcht' ich Dir in Versen sagen,
Daß alles aus der Seele mir geschrieben,
Was Du von deinem Hassen, deinem Lieben
Mir rhythmisch anvertraut in diesen Tagen.

Daß mir, wie Dir, die Meister nicht behagen,
Die der Natur ihr Zerrbild unterschieben,
Anstatt mit idealen Geistestrieben
Uns über Staub und Schlamm emporzutragen;

Daß Schönheit mir, wie Dir, zum Seelenfrieden
Den Weg soll weisen, nicht zu Lustgenüssen,
Daß mir, wie Dir, die Rohheit widerwärtig;

Allein mir fehlt die Zeit zum Versechmieden,
Drum werd' ich's wohl in Prosa sagen müssen;
Doch, halt, was seh' ich? das Sonett ist fertig!



Einer Neunzigjährigen.

1882

Von Dir, der Frau, die aller Herz bezwungen,
Und immer noch, bei vollen neunzig Jahren,
Umworben sei von Alten und von Jungen,

Der Frau, die, schön in ihren Silberhaaren,
Mit Anmut Würde wunderlieblich mische,
So herz- und geistbeseelt, wie welterfahren,

Erzählte mir in fremder Stadt bei Tische
Ein fremder Herr, und seine Augen glänzten,
Als er Dich pries, in selt'ner Jugendfrische

Und während Diener gold'nen Wein kredenzten,
Sprach er bewegter von den Reizen allen,
Die Deinen Scheitel, wie mit Blüten, kränzten

Du habest seiner Seele so gefallen,
Daß er als Schmerz empfinde Deine Güte,
Weil all zu alt für ihn Dein Erdenwallen,

Denn wenn ihn Dir in Deiner Jugendblüte
Schon hatten zugeführt des Schicksals Launen,
So hätt' er heiß geliebt Dich im Gemüte

So schloß er. Da bewegte frohes Staunen
Der Gäste Schar und leis' zu Deinem Preise
Hört' manches Wort ich hin und wieder raunen

Ich aber sagte laut im heitren Kreise:
„Ich kenn' sie auch, seit meinem ersten Lallen,
Drum laßt mich loben sie in meiner Weise

Mir ist das schöne Erdenlos gefallen,
Als Kind zu hören schon auf ihrem Schoße
Von ihrem Munde süße Märchen hallen;

Durch sie bewahrt vor manchem Sturmwindstoße,
Als Jüngling ihren Lehren fromm zu lauschen,
Die mich begeisterten für alles Große,

Als Mann, Gedanken mit ihr auszutauschen
Von Wahrheit, Schönheit, heil'ger Menschenwürde,
Die durch die Seele ziehn wie Meeresrauschen

Mir strahlt als Sonne ihres Alters Bürde
Und nie in meinem Leben werd' ich sagen
Daß ich sie, wär' sie jünger, lieben würde

Ich liebte sie in frohen Kindertagen,
Ich liebte sie in wilden Jünglingstrieben,
Ich liebte sie in kühnem Manneswagen.

Und immer gleich ist mir sie lieb geblieben.
Ich liebe sie und kann sie nicht entbehren
Und werde sie bis an mein Ende lieben.

Drum auf ihr Wohl laßt uns die Gläser leeren!"
„Großmutter, Liebste, hörst Du's Ohr nicht klingen,
Wie hier die Gläser klingen Dir zu Ehren?

Denn solcher Neunzigjähr'gen Loblied singen
Erstaunt, gerührt, auch die Dich selbst nicht kennen
Und jubeln, Dir ein donnernd Hoch zu bringen!

Ich aber will mich von den Frohen trennen
Und knie' im Geist vor Dir. Als Segensflamme
Fühl' Deinen Kuß auf meiner Stirn ich brennen
So trinkt sein Leben jeder Zweig vom Stamme."



Zum 13. Mai 1883.

Wer fünfzig Jahr', wie Du, gelebt hienieden,
Oft lustbeglückt, und manchmal schmerzverstört,
Der hat, wenn ihm kein einsam Los beschieden,
Mit vielen Namen nennen sich gehört,
Mit Namen voller süßem Seelenfrieden,
Mit heiligen, bei denen Treue schwört,
Und mancher wird, wie Du, sein vollstes Wesen
Doch nur in einem dieser Namen lesen

Süß schweben Dir aus lieber Eltern Munde
Die Namen „Kind“ und „Tochter“ heut' noch vor;
Süß klang in liebender Geschwister Runde
Der Name „Schwester“ zärtlich an Dein Ohr,
Und als ein theurer Mann zum Lebensbunde,
So wie Du ihn erkoren, Dich erkor
Da hörtest Du an des Altares Stufen
„Geliebte“ Dich und „Braut“ und „Gattin“ rufen.

Doch dann quoll aus des Mutterglückes Bronnen
Ein Strom Dir lieber Lust und lieber Last,
Beim Mutternamen ward von neuen Wonnen,
Die ganz Dich füllten, ganz Dein Herz erfaßt,
Schon dreißig lange Jahre sind verronnen,
Seit Du Dich Mutter nennen hören hast,
Und seit der Zeit ist treue Mutterliebe
Der heil'ge Kern all Deiner Herzenstriebe

Glückselig sind sie, deren erstes Lallen
Und letztes Rufen Dich als Mutter kennt,
Du bist vereintes Leben ihnen allen,
Wenn auch das Schicksal räumlich sie getrennt,
Und glücklich, wem, wie mir, das Los gefallen,
Die Frau zu freien, die Dich Mutter nennt.
Glückselig bin ich, weil mit Deinem Kinde
Ich Deine Mutterliebe miterempfinde.

Heut jubeln alle wir, die Dir entstammen
Und die mit Deinem Blute sich vermählt!
O halt' mit uns und Dir uns stets zusammen,
Ist stets nicht möglich, Jahre ungezählt!
Erheb' aus uns'rer Kindesliebe Flammen
Dich gleich dem Phönix, jung und neu gestählt!
So daß in Dir das kommende Jahrhundert
Der Mutterliebe Walten noch bewundert.







Princeton University Library
32101 069173555